1 c 163.838

WIENER STADTBIBLIOTHEK

IV

1. Bildungsunterschiede
2. Salome
3. Jung-Wien
4. Die Beleidigung einer Sterbenden
5. Der Zerrissene
6. Caruso
7. Kinderschutz
7a Zuckerbäckerjustiz
8. Weihnachtsnummern

Er leidet an Größenwahnideen und glaubt, sein Vater und er seien unermeßlich reich ...

Er war schon als Kind aufgeregt und unfolgsam. In den Schulen habe er immer schlechte Sittennoten gehabt. Schon während der Hochzeitsreise sei er ganz ohne Grund eifersüchtig und aufgeregt gewesen ...

In der letzten Zeit machte er wiederholt Äußerungen über Selbstmordabsichten, so sagte er einmal: Erst wird genossen, dann geschossen ... Auf der Klinik erklärte der Patient die Selbstmordabsicht für lächerlich, er habe nur den Text aus einer Operette gesungen ...

B. erklärt, er habe sich jung gefühlt und wolle noch leben. ... Daß er sich, um mehrere Leute zu ärgern, bei Ronacher mit der Berta Rother in einer Loge gezeigt habe, findet er nachträglich etwas unvorsichtig.

* * *

Unter Larven...

Aus London wird gemeldet, daß der Redakteur des ‚Enterprise' in Edgerton, Kansas, den folgenden Abschiedsbrief an seine Leser gerichtet hat:

»Der Unterzeichnete zieht sich aus dem Zeitungsgeschäft in Edgerton zurück mit der Überzeugung, daß alles eitel ist. Von dem Augenblick an, wo er das Blatt gründete, bis heute ist ihm stets nahe gelegt worden, über jedes gegebene Thema zu lügen, und er kann sich nicht erinnern, eine einzige gesunde Wahrheit gesagt zu haben, ohne die Abonnentenzahl zu verringern oder sich Feinde zu machen. In dieser Notlage und mit gründlicher Selbstverachtung vertauscht er dieses Feld für ein weiteres, um seine moralische Konstitution wieder aufzufrischen.«

* * *

Der Bildungshort für die Deutschen Österreichs ist und bleibt die ‚Neue Freie Presse'. Darum muß man sich darauf verlassen, daß sie nicht nur das beste Deutsch bietet, sondern auch die fremdsprachigen Beiträge in mustergiltiger Übersetzung bringt. Leider aber verfügt sie seit Jahren bloß mehr über das beste Deutsch, das in der Umgebung des Franz Josefs-Kai gesprochen wird — »Die letzten Kämpfe bei Sandepu haben ausgewogt« schrieb sie neulich —, und was sie in der Verdeutschung französischer Autoren leistet, ist nichts mehr und nichts weniger als eine »orgue de barbarie«, wofern nämlich dieses Wort nicht mit »Drehorgel«, sondern wie es in der ‚Neuen Freien Presse'

einmal geschah, mit einer »barbarischen Orgie« übersetzt wird. Aus einem Interview mit der Prinzessin Louise von Coburg, das Jules Huret im ‚Figaro' veröffentlicht hat, zitierte das Blatt vor einiger Zeit die Stelle, in der davon die Rede ist, daß man am belgischen Hofe dem Prinzen von Coburg, da er um die Königstochter warb, den Rat erteilt habe, vorerst »eine Weltreise zu machen«. So und nicht anders hatte die ‚Neue Freie Presse' die Weisung, die jungen Leuten erteilt wird, »de faire son tour du monde«, aufgefaßt. In einem Feuilleton Brisson's wird erzählt, Lemaitre habe zu den »glänzendsten Zöglingen der Normalschule« gehört. Sind Erfolge in der Volksschule für die geistige Entwicklung eines berühmten Mannes bezeichnend? Gewiß nicht. Aber zufällig bedeutet auch école normale in Paris nicht die niedrigste, sondern die höchste Etappe der Schulbildung. . . Kurz, man fühlt sich versucht, der ‚Neuen Freien Presse' den Rat zu geben, sie möge ihre Leute eine Weltreise unternehmen oder wenigstens die Normalschule besuchen lassen, um sie von den sonst unausbleiblichen barbarischen Orgien der Unbildung zu bewahren.

Im ‚Deutschen Volksblatt' würde man diese nur ungern missen. Für Analphabeten und solche, die es werden wollen, geschrieben, tut es gut daran, sich geistig bei einer tour du Kagran zu bescheiden. Seine Unbildung ist ein mühsam errungener kostbarer Besitz, mit dem die »Schriftleitung« zu protzen ein Recht hat. Wenn die ‚Neue Freie Presse' einen Stuß schreibt, so gleitet sie mit jener Scheu, die bei den Lesern eine höhere Intelligenz als bei sich selbst vermutet, darüber hinweg; sie voltigiert über ihre Bildungslücken. Das ‚Deutsche Volksblatt' hat das Bestreben, zu dem Niveau seines Blödsinns emporzuziehen, unterstreicht jede Eselei und verweilt mit einer gewissen Andacht vor einer Dummheit, durch die es die Erwartungen seiner Leser übertroffen hat. Es steht noch auf dem Standpunkt: eine französische Redewendung verleiht immer, auch wenn man nicht weiß, was sie bedeutet, einen Ansehenswert. So schrieb es neulich den Satz: »Der Jude wählte für dieses Kaffeehaus nicht umsonst den Titel ‚Sanssouci', was bekanntlich zu deutsch ‚ohnegleichen' heißt«. Die Leser des ‚Deutschen Volksblatts' sind damals vor Bewunderung kopfgestanden. Sie, die das Wort »distinguiert« »distinkert« aussprechen, mußte die endliche

Erklärung des Wortes »sanssouci«, hinter dem sie eine rätselhafte Beziehung auf die Susi vermuteten, befriedigen.

Aber das Hochdeutsch, das der Wiener spricht, bedürfte nicht des Schmucks mißverstandener Fremdwörter, um drollig zu sein. Dieses in den Panzer der Bildung gepreßte Vorstadtdeutsch, das aus dem Schurl einen Schurel macht, ist der Stil unserer antisemitischen Tagespresse, der nur der Humor der wienerischen Sprachverrenkung abgeht. Die ästhetischen Vorzüge des Strizzi vor dem Sumper sind die Vorzüge des Hernalser Deutsch vor der Sprache des ‚Deutschen Volksblatts'. In dieser trostlosen Gedankensteppe gedeihen bloß die dürftigsten Stilblüten. Die Phantasie des jüdischen Schmocks zeitigt komplizierteres Unheil als das in dem folgenden Satz enthaltene: »Auf dem geheiligten Boden dieser Gesellschaft blies Dr. Victor Rosenfeld mit fettglänzenden Wangen die Reklametrommel für den durchgefallenen Diktator von Rußland«.

Wer an Gemeinplatzfurcht leidet, dem ist ein Blick in das ‚Deutsche Volksblatt' dringend zu widerraten. Seine Leidenschaft ist die Grobheit des Wiener Hausmeisters, seine Sachlichkeit ein Friseurgespräch, sein Humor . . . nein, für den gibt es kein Vorbild. Eine solche Armseligkeit satirischen Hohns, die sich in Interpunktionen auslebt und Rufzeichen, Fragezeichen und Gedankenstriche als Peitschen, Schlingen und Speere verwendet, hat das Leben außerhalb des antisemitischen Schrifttums bis heute nicht offenbart. Wo das ‚Deutsche Volksblatt' lobt — Ball der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft, Ball der Stadt Wien —, durchmißt es Gedankengänge, die das schäbigste Judenblatt nicht mehr benützt, und der »Kranz duftiger Mädchenblüten«, der dort kaum mehr als Cliché, also zur Ersparung eigener Gedankenarbeit strapaziert wird, ist hier die Errungenschaft geistiger Produktion. Wo das ‚Deutsche Volksblatt' angreift, wird eine Talentlosigkeit ruchbar, die zum christlichsozialen Himmel stinkt. Ich erinnere mich an einen ebenso arischen wie banalen Schriftsteller, der seine Buchkritiken fortwährend durch »ei, ei« unterbrach und ähnliche schlagende Bemerkungen in die Form einer »Anmerkung des Setzerlehrlings« kleidete. Der Mann galt infolgedessen als »Kampfnatur«, die Setzerlehrlinge aber begannen zu streiken. Die Art dieses Autors, die Dinge zu fassen, seine prickelnde Ironie schwebt

mir vor, wenn ich eine Glosse des ‚Deutschen Volksblatts' lese. In Parteikreisen gilt es gewiß als »schneidig«, wenn — ich bewahre die Stilmuster aus früheren Jahrgängen — jüdische Schwindler wie folgt abgefertigt werden: »Im November d. J. ist einer der bedeutendsten (?) Lemberger Advokaten, Doktor Jakob Reiß (!) mit Hinterlassung von Schulden etc. nach Amerika abgegangen . . .« »Der jüdische Armenrat war so fre—i . . .«, »Nachdem er dem Gastwirt den Revers abgeschw—atzt hatte . . .« Welch eine Fülle von Talentlosigkeit ist z. B. in soich einem unscheinbaren Fragezeichen enthalten! Die Interpunktionen des ‚Deutschen Volksblatts' überbrücken (?) eine geistige Leere sanssouci.

. . . nun ist übrig,
Daß wir den Grund erspähn von dem Effekt,
Nein, richtiger, den Grund von dem Defekt;
Denn dieser Defektiv-Effekt hat Grund.
»Hamlet«, II. 2.

Hugo v. Hofmannsthal hat es gewagt, vor einem Berliner Interviewer das Wiener Theaterniveau herabzusetzen, unsere Direktoren der Vergeudung des ihnen anvertrauten künstlerischen Kapitals zu beschuldigen und ihre Berliner Kollegen für die klügere Verwaltung eines dürftigeren Besitzstandes zu loben. Darob Empörung im Wiener Blätterwalde und zumal bei jenen armseligen Kerlen, die jede vaterländische Schweinerei als ein Familiengeheimnis betrachtet wissen möchten, das dem Ausland nicht verraten werden dürfe. Die Verdächtigung, daß Hofmannsthal vor seiner Berliner Première sich in Berlin beliebt machen wollte, ist nicht eben geistvoll: spekulative Gesinnung müßte man doch vor allem der Voraussicht für fähig halten, daß so offenes Meinungsbekenntnis eine Verstimmung der Wiener bewirken werde, zu

17

BILDUNGSUNTERSCHIEDE

Februar 1905

Der Bildungshort für die Deutschen Österreichs ist und bleibt die ‚Neue Freie Presse'. Darum muß man sich darauf verlassen, daß sie nicht nur das beste Deutsch schreibt, sondern auch die fremdsprachigen Beiträge in mustergiltiger Übersetzung bringt. Leider aber verfügt sie seit Jahren bloß mehr über das beste Deutsch, das in der Umgebung des Franz Josefs-Kai gesprochen wird — »Die letzten Kämpfe bei Sandepu haben ausgewogt« schreibt sie —, und was sie in der Verdeutschung französischer Autoren leistet, ist geradezu eine »orgue de barbarie«, wofern nämlich dieses Wort nicht mit »Drehorgel«, sondern wie es in der ‚Neuen Freien Presse' geschieht, mit einer »barbarischen Orgie« übersetzt wird. Aus einem Interview mit der Prinzessin Louise von Coburg im ‚Figaro' zitiert das Blatt die Stelle, in der davon die Rede ist, daß man am belgischen Hofe dem Prinzen von Coburg, da er um die Königstochter warb, den Rat erteilt habe, vorerst »eine Weltreise zu machen«. So und nicht anders hatte die ‚Neue Freie Presse' die Weisung, die jungen Leuten erteilt wird, »de faire son tour du monde«, aufgefaßt. In einem Feuilleton des Herrn Brisson heißt es, Lemaitre habe zu den »glänzendsten Zöglingen der Normalschule« gehört. Sind Erfolge in der Volksschule für die geistige Entwicklung eines berühmten Mannes bezeichnend? Oder bedeutet école normale in Paris doch nicht die niedrigste, sondern vielleicht die höchste Etappe der Schulbildung? ... Jedenfalls fühlt man sich versucht, der ‚Neuen Freien Presse' den Rat zu geben, sie möge ihre Redakteure eine Weltreise unternehmen oder wenigstens die Normalschule besuchen lassen, um sie vor den sonst unausbleiblichen barbarischen Orgien der Unbildung zu bewahren.

Im ‚Deutschen Volksblatt' würde man diese nur ungern missen. Für Analphabeten und solche, die es werden wollen, geschrieben, tut es gut daran, seine Schriftleiter sich bei einer tour du Kagran bescheiden zu lassen. Ihre Unbildung ist ein mühsam errungener kostbarer Besitz, mit dem zu protzen sie ein Recht haben. Wenn die .Neue Freie Presse' einen Unsinn schreibt, so gleitet sie mit jener Scheu, die bei den Lesern eine höhere Intelligenz als bei sich selbst vermutet, darüber hinweg; sie voltigiert über ihre Bildungslücken. Das ‚Deutsche Volksblatt' hat das Bestreben, zu dem Niveau seines Blödsinns emporzuziehen, unterstreicht jede Eselei und verweilt mit einer gewissen Andacht vor einer Dummheit, durch die es die Erwartungen seiner Leser übertroffen hat. Es steht noch auf dem Standpunkt: eine französische Redewendung verleiht immer ein gewisses Ansehen, auch wenn sie etwa das Gegenteil bedeuten sollte. So schrieb es neulich den Satz: »Der Jude wählte für dieses Kaffeehaus nicht umsonst den Titel ‚Sanssouci', was bekanntlich zu deutsch ‚ohnegleichen' heißt«. Die Leser des ‚Deutschen Volksblatts' sind damals vor Bewunderung kopfgestanden. Sie, die das Wort »distinguiert« »distinkert« aussprechen, mußte die endliche Erklärung des Wortes »sanssouci«, hinter dem sie so lange eine rätselhafte Beziehung auf eine Susi vermutet hatten, vollauf befriedigen.

Aber das Hochdeutsch, das der Wiener spricht, bedürfte nicht des Schmucks mißverstandener Fremdwörter, um drollig zu sein. Dieses in den Panzer der Bildung gepreßte Vorstadtdeutsch, das aus dem »Schurl« einen Schurel macht, ist der Stil unserer antisemitischen Tagespresse, der nur der Humor der wienerischen Sprachverrenkung abgeht. Die ästhetischen Vorzüge des Strizzi vor dem Sumper sind die Vorzüge des Hernalser Deutsch vor der Sprache des ‚Deutschen Volksblatts'. In dieser trostlosen Gedankenwüste gedeihen bloß die dürftigsten Stilblüten. Die Phantasie des jüdischen Schmocks zeitigt komplizierteres Unheil als das in dem folgenden Satz ent-

haltene: »Auf dem geheiligten Boden dieser Gesellschaft blies Dr. R. mit fettglänzenden Wangen die Reklametrommel für den durchgefallenen Diktator von Rußland.«

Wer an Gemeinplatzfurcht leidet, dem ist ein Blick in das ‚Deutsche Volksblatt' dringend zu widerraten. Seine Leidenschaft ist die Grobheit des Wiener Hausmeisters, seine Sachlichkeit ein Friseurgespräch, sein Humor ... nein, für den gibt es kein Vorbild. Eine ähnliche Armseligkeit satirischen Hohns, die sich in Interpunktionen auslebt und Rufzeichen, Fragezeichen und Gedankenstriche als Peitschen, Schlingen und Speere verwendet, hat das Leben außerhalb des antisemitischen Schrifttums bis heute nicht offenbart. Wo ein christlich-soziales Blatt lobt — Ball der deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft, Ball der Stadt Wien —, durchmißt es Gedankengänge, die das schäbigste Judenblatt nicht mehr benützt, und der »Kranz duftiger Mädchenblüten«, der dort kaum mehr als Klischee, also zur Ersparung eigener Gedankenarbeit strapaziert wird, ist hier erst die Errungenschaft geistiger Produktion. Wo das ‚Deutsche Volksblatt' angreift, wird eine Talentlosigkeit ruchbar, die zum christlichsozialen Himmel stinkt. Ich erinnere mich an einen ebenso arischen wie banalen Schriftsteller, der seine Buchkritiken fortwährend durch »ei, ei« unterbrach und ähnliche schlagende Bemerkungen in die Form einer »Anmerkung des Setzerlehrlings« kleidete. Der Mann galt infolgedessen als Kampfnatur; die Setzerlehrlinge aber begannen zu streiken. Die Art dieses Autors, die Dinge zu fassen, seine prickelnde Ironie schwebt mir vor, wenn ich eine Glosse des ‚Deutschen Volksblatts' lese. In Parteikreisen gilt es gewiß als »schneidig«, wenn jüdische Schwindler wie folgt abgefertigt werden: »Im November d. J. ist einer der bedeutendsten (?) Lemberger Advokaten, Doktor Jakob Reiß (!) mit Hinterlassung von Schulden etc. nach Amerika abgegangen! ⌊⌋« Oder: »Der jüdische Armenrat war so fre—i ⌊⌋« Oder: »Nachdem er dem Gastwirt den Revers abgeschw—atzt hatte ⌊⌋« Man glaubt nicht, welch eine Fülle von Talentlosigkeit in jeder dieser unscheinbaren Interpunktionen enthalten ist. Sie überbrücken (?) eine geistige Leere sanssouci

I

BILDUNGSUNTERSCHIEDE

Februar 1905

Der Bildungshort für die Deutschen Österreichs ist und bleibt die ‚Neue Freie Presse'. Darum muß man sich darauf verlassen, daß sie nicht allein das beste Deutsch schreibt, sondern auch die fremdsprachigen Beiträge in mustergiltiger Übersetzung bringt. Leider aber verfügt sie seit Jahren nur mehr über das beste Deutsch, das in der Umgebung des Franz Josefs-Kai gesprochen wird — »Die letzten Kämpfe bei Sandepu haben ausgewogt« schreibt sie —, und was sie in der Verdeutschung französischer Autoren leistet, ist geradezu eine »orgue de barbarie«, wofern nämlich dieses Wort nicht mit »Drehorgel«, sondern wie es in der ‚Neuen Freien Presse' geschieht, mit einer »barbarischen Orgie« übersetzt wird. Aus einem Interview mit der Prinzessin Louise von Coburg im ‚Figaro' zitiert das Blatt die Stelle, in der davon die Rede ist, daß man am belgischen Hofe dem Prinzen von Coburg, da er um die Königstochter warb, den Rat erteilt habe, vorerst »eine Weltreise zu machen«. So und nicht anders hatte die ‚Neue Freie Presse' die Weisung, die jungen Leuten erteilt wird, »de faire son tour du monde«, aufgefaßt. In einem Feuilleton des Herrn Brisson heißt es, Lemaitre habe zu den »glänzendsten Zöglingen der Normalschule« gehört. Sind Erfolge in der Volksschule für die geistige Entwicklung eines berühmten Mannes bezeichnend? Oder bedeutet école normale in Paris

doch nicht die niedrigste, sondern vielleicht die höchste Etappe der Schulbildung? ... Jedenfalls fühlt man sich versucht, der ‚Neuen Freien Presse' den Rat zu geben, sie möge ihre Redakteure eine Weltreise unternehmen oder wenigstens die Normalschule besuchen lassen, um sie vor den sonst unausbleiblichen barbarischen Orgien der Unbildung zu bewahren, die sonst ihr Lebtag nicht ausgewagt haben.

Im ‚Deutschen Volksblatt' würde man diese nur ungern missen. Für Analphabeten und solche, die es werden wollen, geschrieben, tut es gut daran, seine Schriftleiter sich bei einer tour du Kagran bescheiden zu lassen. Ihre Unbildung ist ein mühsam errungener kostbarer Besitz, mit dem zu protzen sie ein Recht haben. Wenn die .Neue Freie Presse' einen Unsinn schreibt, so gleitet sie mit jener Scheu, die bei den Lesern eine höhere Intelligenz als bei sich selbst vermutet, darüber hinweg; sie voltigiert über ihre Bildungslücken. Das ‚Deutsche Volksblatt' hat das Bestreben, zu dem Niveau seines Blödsinns emporzuziehen, unterstreicht jede Eselei und verweilt mit einer gewissen Andacht vor einer Dummheit, durch die es die Erwartungen seiner Leser übertroffen hat. Es steht noch auf dem Standpunkt: eine französische Redewendung verleiht immer ein gewisses Ansehen, auch wenn sie etwa das Gegenteil bedeuten sollte. So schrieb es neulich den Satz: »Der Jude wählte für dieses Kaffeehaus nicht umsonst den Titel ‚Sanssouci', was bekanntlich zu deutsch ‚ohnegleichen' heißt«. Die Leser des ‚Deutschen Volksblatts' sind damals vor Bewunderung kopfgestanden. Sie, die das Wort »distinguiert« »distinkert« aussprechen, mußte die endliche Erklärung des Wortes »sanssouci«, hinter dem sie so lange eine rätselhafte Beziehung auf eine Susi vermutet hatten, vollauf befriedigen.

Aber das Hochdeutsch, das der Wiener spricht, bedürfte nicht des Schmucks mißverstandener

Fremdwörter, um drollig zu sein. Dieses in den Panzer der Bildung gepreßte Vorstadtdeutsch, das aus dem »Schurl« einen Schurel macht, ist der Stil unserer antisemitischen Tagespresse, der nur der Humor der wienerischen Sprachverrenkung abgeht. Die ästhetischen Vorzüge des Strizzi vor dem Sumper sind die Vorzüge des Hernalser Deutsch vor der Sprache des ‚Deutschen Volksblatts'. In dieser trostlosen Gedankenwüste gedeihen bloß die dürftigsten Stilblüten. Die Phantasie des jüdischen Schmocks zeitigt komplizierteres Unheil als das in dem folgenden Satz enthaltene: »Auf dem geheiligten Boden dieser Gesellschaft bließ Dr. R. mit fettglänzenden Wangen die Reklametrommel für den durchgefallenen Diktator von Rußland.«

Wer an Gemeinplatzfurcht leidet, dem ist ein Blick in das ‚Deutsche Volksblatt, dringend zu widerraten. Seine Leidenschaft ist die Grobheit des Wiener Hausmeisters, seine Sachlichkeit ein Friseurgespräch, sein Humor ... nein, für den gibt es kein Vorbild. Eine ähnliche Dürftigkeit satirischen Hohns, die sich in Interpunktionen auslebt und Rufzeichen, Fragezeichen und Gedankenstriche als Peitschen, Schlingen und Speere verwendet, hat das Leben außerhalb des antisemitischen Schrifttums bis heute nicht offenbart. Wo ein christlich-soziales Blatt lobt — Ball der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft, Ball der Stadt Wien —, durchmißt es Gedankengänge, die das schäbigste Judenblatt nicht mehr benützt, und der »Kranz duftiger Mädchenblüten«, der dort kaum mehr als Klischee, also zur Ersparung eigener Gedankenarbeit strapaziert wird, ist hier erst die Errungenschaft geistiger Produktion. Wo das ‚Deutsche Volksblatt' angreift, wird eine Talentlosigkeit ruchbar, die zum christlichsozialen Himmel stinkt. Ich erinnere mich an einen ebenso arischen wie banalen Schriftsteller, der seine Buchkritiken fortwährend durch »ei, ei« unterbrach und ähnliche schlagende Bemerkungen

in die Form einer »Anmerkung des Setzerlehrlings« kleidete. Der Mann galt infolgedessen als Kampfnatur; die Setzerlehrlinge aber begannen zu streiken. Die Art dieses Autors, die Dinge zu fassen, seine prickelnde Ironie schwebt mir vor, wenn ich eine Glosse des ‚Deutschen Volksblatts' lese. In Parteikreisen gilt es gewiß als »schneidig«, wenn jüdische Schwindler wie folgt abgefertigt werden: »Im November d. J. ist einer der bedeutendsten (?) Lemberger Advokaten, Doktor Jakob Reiß (!) mit Hinterlassung von Schulden etc. nach — Amerika abgegangen!« Oder: »Der jüdische Armenrat war so fre—i« Oder: nachdem er den Gastwirt den Revers abgeschw—atzt hatte«. Man glaubt gar nicht, welche Fülle von Talentlosigkeit sanssouci in jeder dieser unscheinbaren Interpunktionen enthalten ist.

DIE FACKEL

Nr. 150 WIEN, 23. DEZEMBER 1903 V. JAHR

Salome.

»Wenn die Kritiker sich streiten, so beweist das, daß der Künstler im Einklang mit sich ist«, hat Oscar Wilde in der Vorrede zum wundervollen »Bildnis Dorian Grays« gesagt. In der Region seiner königlichen Geisteskultur wird das Gezänke armseliger Taglöhner des Gedankens nur hörbar wie das von einer feinen Regie gedämpfte Gemauschel der Pharisäer in »Salome«. Aber mir ist's nicht vergönnt, Kunstwerke als Betrachter zu genießen; eine unselige Hellhörigkeit zwingt mich, den Stimmen zu lauschen, die aus der Tiefe dringen, und ich kann nicht beten, wenn ich nicht zuvor den Heiligtumsschändern geflucht habe. Wie das Gemauschel der Pharisäer in »Salome« ... »Da sieht man, daß er nicht ist der Elias!« ruft einer, drängt sich gestikulierend in die vorderste Reihe und heißt Friedrich Schütz.

»F. Sch.« signiert er in der ‚Neuen Freien Presse' seit langen Jahren. Leser, denen oft Entrüstung über diese beispiellose Konkurrenz von Dreistigkeit und Beschränktheit das Zeitungsblatt aus den Händen sinken ließ, mögen die Initialen anders ergänzt haben. Ich versichere, daß der Mann Friedrich Schütz heißt, der am 15. Dezember 1903 das Beispiel jenes Frechen Schafskopfs nachgeahmt hat, welcher Oscar Wilde auf dem Weg ins Zuchthaus von Reading ins Gesicht spuckte. Aber Oscar Wilde war damals in Ketten; also lebte er. Dann ward er in der Tretmühle gemordet und in jenen Zustand endgiltiger Wehr-

losigkeit versetzt, der heute Herrn Friedrich Schütz eine Annäherung ermöglicht. Der freche Schafskopf von Reading hätte nie einem Leichnam ins Antlitz gespuckt. Er war der Exponent puritanischer Pöbelwut, die sich vielleicht über der furchtbaren Erkenntnis eines Martyriums längst beruhigt hat. Herr Friedrich Schütz aber ist ein Literat. Vor hunderttausend Lesern bekennt er sich des Mutes schuldig, ein allen Künstlermenschen Europas heiliges Grab mit seinen Gehirnfäkalien zu bewerfen. Für solches Handeln böte wohl der angeborne Trieb der kulturfeindlichsten Zeitung, lebendige Vollpersönlichkeiten totzuschweigen und tote zu bespeien, eine zureichende Erklärung. Aber der Eifer, mit dem diesmal exhumiert wurde, ist so auffallend, die infernalische Lust, mit der Herr Schütz das tote Dichterhaupt insultierte, so ungleich perverser als der saugende Kuß der Salome, daß auch durch die Reihen der abgesagten Feinde modernen Kunstschaffens Abscheu und Entsetzen ging. Ob solcher Schändlichkeit mag selbst ein besinnungsloser Literaturherodes wie Herr Nordau winken: »Man erschlage diesen Kritiker!« . . .

Herr Friedrich Schütz ist kein Päderast. Das wird der einzige Ruhmestitel sein, der von ihm auf die Nachwelt kommt. Das wissen wir gründlich, seitdem wir sein Feuilleton über Oscar Wilde gelesen haben. Oscar Wilde war nämlich ein Päderast, und Friedrich Schütz ist keiner. Wohl ihm! Drei Jahre Tretmühle bleiben ihm dafür erspart, und in dieser beruhigenden Gewißheit darf er Feuilletons schreiben, die er in Anerkennung seiner normalen Anlage gewiß für bedeutender hält als die Schriften Oscar Wilde's. Solange ein Schriftsteller gegen den Homosexualismus nicht ausdrücklich Stellung genommen hat, kann man eben immer noch zweifeln, ob er nicht auch am Ende »einer von jenen« ist. Der Verdacht liegt näher, wenn einer, wie's zum Beispiel in der ‚Fackel' geschah und immer geschehen wird, die strafrecht-

liche Behandlung des Problems als eine der größten Kulturscheußlichkeiten zu bezeichnen wagt. Herr Friedrich Schütz aber hat sich mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, zu den normalen Usancen des Geschlechtsverkehrs bekannt, und es darf ihn nicht überraschen, wenn ihm Gratulationen aus allen Gegenden, wo die ‚Neue Freie Presse' gelesen wird, in's Haus fliegen. Der Glückliche! Er muß nicht seine geistigen Säfte in unerwünschter Bewahrung der physischen verzehren, muß nicht, wenn seine Willensstärke doch einmal seinem Trieb erlag, in der schwebenden Pein eines mörderischen Gesetzes hangen oder dem Morgen, da der Erpresser die Rechnung präsentiert, in schlafloser Qual entgegenharren. Aber die Kühnheit, die heute noch immer dazu gehört, die Bestrafung jenes perversen Geschlechtsverkehrs, zu dem freies Einverständnis mündige Leute vereinigt, für legislativen Wahnwitz zu erklären, ist nicht mehr größer als der Mut, der heute bereits erforderlich ist, um für die strafrechtliche Belästigung des Privatlebens einzutreten oder an physiologische Irrungen sittliches Pathos zu wenden. Der Gehirnnebel, der dichter denn je über Europa lagert, verhüllt ja gewiß die Hoffnungen jener Kulturmenschen, die von da und dort geplanten Strafgesetzreformen eine Verbesserung der Sexualjustiz erwarten, und es ist ausgemacht, daß auch die Staatsanwälte des zwanzigsten Jahrhunderts über den Geschlechtsregungen der Steuerzahler wachen werden. Aber sicher ist auch, daß kein Kriminalist mehr, und wäre er noch so erbarmungslos, noch so phantasieverlassen und lebensfremd, daß kein Minister im eigenen Namen das Siegel auf die alte Niedertracht zu drücken wagen und daß man es den stumpfsinnigen Parlamentsmehrheiten überlassen wird, ein quieta movere auf dem Gebiete der Moralheuchelei zu versagen. Ist England eine Kulturnation, weil es Geister wie Oscar Wilde hervorbringen konnte? Weil es einen Geist wie Oscar Wilde um einer sexuellen

Neigung willen in der Tretmühle zerstört hat, ist's, solange das Niveau des lieben Demos den Maßstab gibt, ein Barbarenland, dem man höchstens die technischen Errungenschaften einer Watercloset-Kultur zubilligen mag.

Aber als die Exekutive des Pöbelwillens gewaltet, als Philisterrache das Opfer eines Genies gefordert hatte, vernahm man es da, daß ein britischer Literat Beifall klatschte? Herr Friedrich Schütz in Wien hatte einen guten Tag. Und heute, da Wilde's Leichnam längst verwest ist, dankt er seinem Schöpfer und versichert er seinen Lesern, daß er nicht ist wie jener. Der Lebensanfang Wildes habe »diesen Abschluß nicht erwarten lassen«. Denn — »seine Familie gehörte zu den wohlhabendsten des Landes«. Nach diesem vorläufig noch mehr den Hausbesitzer im Cottage als den Literaturphilister kennzeichnenden Geständnis beginnt Herr Schütz sich über die Entartung des Patriziersohnes aufzuregen. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen; »aber Eltern denken und Kinder lenken ihre Geschicke«. Einige Jahre später fängt Wilde »seine tollen Streiche« an, die Herr Schütz im Ton des entsetzten Hebräers schildert, dem so viel »Überspanntheit« und »Ausgefallenheit« noch nicht untergekommen ist. Dann zitiert er in schlechter Übersetzung ein paar brillante Paradoxen des Dichters, nennt sie »Offenbarungen der albernsten Banalität«, zitiert eine Strophe der tiefergreifenden »Ballade vom Zuchthaus zu Reading«, nennt sie »läppisch«, beschimpft die körperliche Erscheinung Wilde's, spricht von der »Unsitte des Altertums«, für die sich der Dichter begeistert, und von der »gassenbübischen Logik«, in der er »wie weiland Graf Platen mit dem Nachweis spielte, daß Shakespeare's Sonette an einen Knaben gerichtet seien«. Herr Schütz kann das nämlich noch immer nicht glauben, lebt sichtlich der braven Überzeugung, daß die Sonette der Königin Elisabeth gewidmet sind,

und wäre über die Enthüllung, daß in verschiedenen Epochen auch von ihm bewunderte Künstler perverser Neigung fähig und Sappho der sapphischen Liebe ergeben war, gewiß konsterniert. Da sich Wilde »nicht mit der Theorie begnügte«, hat Herr Schütz eine polizeiliche Leumundsnote angelegt: »Gerüchte von Affairen, die er in Süditalien hatte, drangen nach London, an der Riviera wies ihm ein Hôtelier die Tür, in Paris hatte er Anstände«. Wenn Herr Schütz einen Freund Wilde's nennt, beeilt er sich hinzuzufügen: »Das Wort Freund im garstigsten Sinne genommen«. Aber die Londoner Richter, versichert er, haben durchaus nicht der Sexualheuchelei ihres Volkes ein Opfer bringen wollen; nein, »im Zorn darüber, daß die Bohèmepose dieser zur schwindelhaften Täuschung neigenden Natur England betrogen hatte, das einen originell tuenden Cabotin für einen Künstler nahm, [...] fällten sie das schärfste Urteil«..... »Ein Sturm der Entrüstung schnitt dem Angeklagten die Verteidigungsrede ab« .... »Aber auch nachdem er das Gefängnis verlassen hatte, will ihn die Verachtung seiner Landsleute nicht auf englischem Boden dulden.« Und all dies nicht einmal, wie man bisher gewähnt, zur Strafe für Verirrungen des Nervensystems, sondern gar nur für Verirrungen der Feder! Es ist gut, daß Herr Schütz die »Sophie Dorothea« geschrieben hat und daß wir nicht in England leben. Wilde mußte vor der Empörung der Leser nach Paris flüchten. Herrn Schütz sind auch die Laster, denen er dort fröhnte, bekannt: Er trinkt Cognac und wird katholisch. »Einmal will er sich besonders gütlich tun und läßt Austern kommen, sie sind verfault und geben ihm den Tod.« Ist das nicht bezeichnend? Der Dekadent greift auch nach verfaulten Nahrungsmitteln. Ein Dichter, der Stücke nach dem Geschmack des Herrn Schütz schreibt, wird nie der Gefahr einer Austernvergiftung ausgesetzt sein... Mit dieser Elegie auf den Tod eines Jünglings, die in einem verhaltenen

»Krepier!« gipfelt, ist aber Herr Schütz nicht zu Ende. Noch einmal muß er, ehe er zu einer fast analphabetischen Auffassung der »Salome« übergeht, seiner Freude Ausdruck geben, daß Wilde's »mittelmäßige Begabung in Schmutz und Schande erstickte«, und seinem Bedauern, daß er »eine ähnliche Ruhestätte wie Mozart fand« . . .

Gegen ein Meisterstück, das an kondensierter Stimmung und rhythmischem Einklang von Handlung und Sprache kaum seinesgleichen in der Weltliteratur hat, führt Herr Schütz zuvörderst die »historische Wahrheit« ins Treffen, die ihm irgendein am Tag vor der Première beschaffter Schmöker geoffenbart hat. »Im Todesjahr des Johannes war Salome, Tochter der Herodias, die Witwe des Tetrarchen Philipp, Mutter dreier Kinder, also kaum zu berückenden Tänzen geeignet«. »Aufgelegt«, hätte Herr Schütz sagen sollen, um seine eigene Darstellung der historischen Wiener Wirklichkeit und dem Verständnis des Volkstheaterpublikums näherzubringen. Folgt eine Ehrenrettung des Herrn von Herodes, die an lustiger Dummheit alle Leistungen dieses mit scurrilster Zettelkastenbildung prunkenden Kritikers übertrifft. Die Charakteristik in »Salome« stelle »in der bekannten Strich- und Klecksmanier schlechter Illustratoren die Menschen wie Fratzen dar«; denn der »große Herodes«, der »bei Tiberius so viel galt, daß er in allen asiatischen Fragen Roms mit entschied, der aufgeklärte Herrscher, der die Segnungen der europäischen Kultur seinem Volke erschließen wollte, wird zu einem schwachsinnigen Kartenkönig, der auf der Höhe des Stückes in die senile Geilheit eines der Alten verfällt, welche die schöne Susanne im Bade belauschen«. In einer Vornotiz über »Salome« hatte sich der Dichter der »Sophie Dorothea« begnügt, von »niedriger Romantik« zu sprechen. Jetzt konnten wir lesen, daß die Sprache Wilde's »das einfältigste Bild zu Tode

hetzt« und daß der Tanz der Salome eine »Balletepisode« und »Orpheumskunst« sei, die Herr Schütz lieber »ohne den Ballast eines die Poesie schändenden Stückes« sehen möchte.

Man greift sich an den Kopf und fragt, wie es denn, wenn schon die Herausgeber eines Weltblatts solcher Blamage nicht den Einlaß gesperrt hatten, möglich war, daß die einsichtigeren Zeitungssetzer nicht den Dienst versagten. Ein kritischer Muskelprotz mag sich von einem verfeinerten Künstlertum der Nerven verächtlich abwenden; aber keiner hat noch zu behaupten gewagt, daß auf dem Mistbeet, dem er die Gedankenwelt der englischen Ästheten vergleicht, eine herrlichere Blume wachsen konnte als »Salome«. Daß der Wildschütz im Wiener Blätterwald es gewagt hat, dafür bietet sein bösartiger Philistersinn allein keine hinreichende Erklärung. Wenn in Wien an demselben Tage ~~das standard work seiner Richtung~~ — die respektvollen Würdigung ~~den~~ Uhl, Schönaich, Hevesi ~~und noch einige~~ ausgenommen ~~in der idiotischsten~~ Weise abgetan und Saar's Dilettantenarbeit für die Literaturgeschichte gerettet wird, wenn die ‚Neue Freie Presse' Sudermann's Theaterschmarren preist und Wilde's Dichtung bespeit, dann, ja dann muß — der Antisemitismus seine Hand im Spiele haben. Wie das? L'art pour l'art, Ästhetentum, englische Dekadence und — Antisemitismus? Ein Blick in das Gemütsleben des Herrn Schütz macht alles erklärlich. Dieser Fortschrittsmann, der die moderne Kunst aus dem Gesichtswinkel der Prager Kleinseite betrachtet, propagiert seit Jahr und Tag eine Idee. Sie ist zwar nicht tief, aber fix: Jedes Dichterwerk, das seiner Besprechung ausgeliefert ist, muß irgendwo und irgendwie über die Stellung seines Autors zur Judenfrage Aufschluß geben können. Ich glaube, er hat einmal in Grillparzer's »Medea« »Fäden« entdeckt, die zur Wiener Gemeinderatsmajorität »hinüberführen«, ~~oder~~ in »Weh dem der lügt« eine Parteinahme für

Dreyfus, und er läßt — von einer Beziehung zu den Sprachenverordnungen abgesehen — keine andere Tendenz in einem Kunstwerk gelten als die zur »Abwehr des Antisemitismus«. Seit Herr Noske nicht mehr gewählt wurde, hat für ihn die Literatur jeden Selbständigkeitswert verloren, und aufgeregter denn je horcht er dem Bekenntnis, das sich oder das er einer Dichterbrust entringt. Die technischen Qualitäten mißt er an »Sophie Dorothea«, die ethischen an seiner fixen Idee. Ein anderes Problem gilt ihm in der modernen Literatur nicht, und ein Autor kann eine noch so neue, noch so eigenartige »Frage« aufwerfen: wenn's nicht die eine ist, auf die sich wieder mit einer Frage antworten läßt, findet er bei Herrn Schütz keine Gegenliebe... Der Uneingeweihte hat sechs Spalten seines Feuilletons über »Salome« gelesen und ist noch immer nicht hinter den Grund so albernen Wütens gekommen. Da springt ihm plötzlich das Wort »Antisemit« in die Augen. »Der Anlage und Empfindung nach Antisemit, hatte Wilde mit einem jüdischen Stoffe relatives Glück.« »Hat ihn schon!« lautet ein Refrain in Offenbach's »Pariser Leben«. Wilde ist also Antisemit; aber mit einem »jüdischen Stoff« Glück haben, das möchte ihm schmecken! Dies der Gedankengang des Herrn Schütz; die Prager Kleinseite beginnt sich zu regen. So hadert ein Kritiker mit einem Dichter. Oder nein: so kritisiert ein Hadernhändler... Und da, in der neunten Spalte, löst sich das Rätsel vollends. Daß Wilde den großen Herodes verkleinert, aus der edlen Herodias eine böse Sieben, aus der keuschen Salome eine »Lustmörderin« gemacht, wären der Fehler schlimmste nicht. Aber was ward unter den Händen dieses verruchten Briten-Goi aus dem jüdischen Volke? »Das Volk, dessen Widerstandskraft gegen die Übermacht, die es zu zermalmen drohte, nach dem Urteil des Gregorovius ‚zu den erhabensten Zügen seiner Geschichte zählt', wird in einem Quintett wackelnder Juden mit

häßlichen Gebärden dargestellt, die der tiefste Knechtsinn erfüllt.« Die Regie des Volkstheaters aber tut ein Übriges und »läßt diese Hebräer mauscheln«. Und das muß Herrn Schütz passieren, der jedem Kunstwerk bloß die eine Lehre entnehmen will: »Es gibt keine jüdischen Unarten!«

Inde irae et lacrumae! Nicht der Zopf dieses Kritikers, sein Weichselzopf erklärt es, daß er an Wilde so schnöde sich vergriff. Wenn aber der arme Teufel schon in der ersten Spalte gestanden hätte, was ihm das Herz drückt, die kritische Mühe wäre ihm erspart, mindestens Mitleid statt Empörung ihr Lohn geblieben. Vielleicht betrachtet er es sogar als eine persönliche Beleidigung, die ihm ~~Herr~~ Weisse als Revanche für jahrelange Verfolgung antut, wenn auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters gemauschelt wird. Mit Unrecht. Wohl hätte der Jargon der Pharisäergruppe — schon mit Rücksicht auf das Premièrenpublikum, dessen sich eine der Gesamtwirkung abträgliche Familienstimmung bemächtigte — gemildert werden müssen. Daß er von Wilde überhaupt nicht intendiert und ein Regiefehler war, konnten nur die Ganzgescheiten entdecken. Wie sollte denn der Haß anders gemalt werden, der bei Salome's Wunsch nach dem Haupt des Täufers, Golgatha antizipierend, die Arme reckt? In solchen Naturlauten hat von Moses bis Mosse Pharisäerrache den »Abtrünnigen« verfolgt, und die Flüche des Herrn Schütz klingen deutschem Empfinden nicht reiner als die Debatten der Schriftgelehrten am Hofe des Herodes.

Ihrer Bedeutung im szenischen Bild wird freilich durch bloße Dialektfärbung nicht entsprochen. So wenig wie dem szenischen Bild durch die Betonung des rein Theatralischen genügt wird. Ward die Besprechung der »Salome« zum Prüfstein kritischer Einsicht, so ist ihre Inszenierung zum Maßstab deutscher Theaterkunst geworden: Zum Heil oder

Schaden der Dichtung haben sich — in Hamburg, Berlin und Wien — drei Richtungen an ihr betätigt. Äußerster Realismus in Berlin und äußerste Theatralik in Wien schienen mir die gleich wirksame Parodie auf Wilde's Absichten zu bieten. Dort war's ein kaum von Berlinismen gesäubertes »Familienidyll« im Hause Herodes. Ohne Grauen vor dem Kommenden offerierte der Tetrarch einer gesunden Salome seine Edelsteine, wie ein Juwelier mit einer Soubrette feilscht. Der Ausruf »Aussätzige mag er heilen; aber Tote soll er nicht lebendig machen!«, den eine furchtbare Ahnung aus zugeschnürter Kehle preßt und in dem die ganze Stimmung der »Salome« kulminiert, erweckte als ein schnoddriger Bibelwitz Heiterkeit. Dieser Herodes hielt seinen Jochanaan in der Zisterne wie ein seltenes Tier im Käfig, das bei festlichem Anlaß gezeigt wird. Eine tiefere Beziehung als die der Neugierde verband ihn nicht mit dem Propheten, geschweige denn mit dem Größeren, der sich durch ihn und hinter ihm ankündigt. Herr Reicher hat den Herodes gespielt: zu völligem Nichtverstehen einer Rolle kann ein vortrefflicher Schauspieler durch die realistische Stilschrulle gebracht werden, die der Talentlosigkeit das Bühnendasein erleichtert; Defekte verwandelt sie in Charakteristik, Qualitäten in Farblosigkeit. Gertrude Eysoldt habe ich leider als Salome nicht gesehen: was vermag die blendendste Einzelleistung in einem Stücke, dessen Wirkung ausschließlich in der Ensemblestimmung wurzelt? Diese mußte in Berlin der falschen Natürlichkeit eines psychologischen Zwiegesprächs, in Wien der falschen Theatralik einer lärmenden Handlung weichen. Das Unirdische, nur in den Formen stilvollster Unnatur Mögliche — dort »vermenschlicht« und vernatürlicht, hier zu den Effekten einer abgestandenen Pathetik mißbraucht. Beide Richtungen entspringen derselben geistigen Dürftigkeit deutscher Theaterregie und führen zum Verderben einer Dichtung, bei der Regie alles ist. Wer sie in der Gestalt, die

ihr der Dichter ersehen hat, sehen wollte, müßte weit nach dem deutschen Norden fahren, wo ein Regisseur wirkt, dessen befeuernder Theaterblick eine Gesamtheit von Künstlern, von denen die meisten einem Burgtheatervergleich gewiß nicht Stand halten könnten, zu unvergleichlich höheren Wirkungen geführt hat, als man sie hier oder in Berlin gewohnt ist: Berger in Hamburg, dessen Gaben wir, weil er ein Österreicher ist, nicht im Burgtheater genießen dürfen. In der Aufführung des Deutschen Schauspielhauses wäre — mehr kann ich zu ihrem Lobe nicht sagen — selbst Herr Schütz dem Zauber der »Salome« erlegen. Die somnambule Stimmung einer aus Wollust und Grauen bereiteten Vision; das rhythmisierte Tempo des aus schwüler Ruhe zur Katastrophe eines Zeitalters hastenden Fiebertraums; die aus dumpfen Seelen, aus einer Zisterne und ~~aus~~ dem Himmel drohende Wende zweier Welten, der unsichtbare Galiläer und ein stilisierter Mond, der vom blanken Rund zum scharlachfleckigen Ungetüm alle Phasen irdischen Unheils begleitet, — die Unregelmäßigkeit der aus den Fugen gebrachten Natur: all dies ist auf der Hamburger Bühne, wo die erste öffentliche Aufführung der »Salome« stattfand, möglich gewesen. In Berlin wies realistische Vernunft den Mond in die Schranken seiner natürlichen Beschaulichkeit und ließ ihn bloß als Statisten mitwirken; in Wien strich man, im Konflikt zwischen theatralischem Wollen und technischem Unvermögen, ihm auch diese Rolle. Hier wie dort blieb die Beziehung des »Pagen der Herodias« zu dem jungen Syrer, dessen Blicke er von Salome ablenken möchte, während diese auf Jochanaan starrt, unverständlich: dort ließ man den Epheben, den in Hamburg ein schlankes Mädchen gab, von einem dicken Helden, hier von einem Charakterkomiker ~~vorn~~ ~~treten~~. Vergleicht man aber die Gesamtwirkungen, so kann man sagen: haben sie in Berlin »Familienidyll« gespielt, so wurde in Wien — dank Herrn Weisse

— »Bluthochzeit« gefeiert. Aber bei uns kamen, wenn schon nicht ein Königshaus, so doch wenigstens die Kulissen eines Königshauses ins Wanken. Momente lang dachte ich an noch Argeres als die Epigonentragik Albert Lindner's, und für den Unterschied zwischen Hamburger und Wiener Regiekunst fand ich die Formel: Berger kriegt das Kunststück fertig, einen Rudolph Lothar so herauszubringen, daß man beinahe glaubt, es sei ein Oscar Wilde. Im Deutschen Volkstheater spielen sie »Salome«, und jeder schwört, daß es ein Stück von Rudolph Lothar ist.

Weil's aber doch diesen guten Namen nicht trägt, wird es den Literaturbütteln zur Beute. Daß »die Protektion elender Mittelmäßigkeit viel mehr Unheil angerichtet hat als Auszeichnung poetischer Extravaganz«, ist eine gute Erkenntnis Schumann's, auf die sich Hugo Wolf als Musikkritiker irgend einmal bezieht. Darum ist selbst die Skrupellosigkeit eines Hermann Bahr, die tausendmal kleinere Potenzen als den Dichter der »Salome« ins Licht gestellt hat, unschädlicher als jene Verbindung von Unverstand und Tücke, die den flach- und querköpfigen Typus Nordau ergibt. Grotesk werden diese Gesellen, wenn sie, die so oft ~~ihres Hasses~~ Richtung weisen, ein- oder das andere mal auch über ihre Sympathien Klarheit schaffen. Herr Schütz, der es nach »Salome« rühmlich versucht, den Tyrannen zu übertyrannen, hat sich neulich erst vor des Onkel Medelsky tüchtiger Tischlerarbeit »Liebessünden« in Anbetung gewunden. Wer sich vor Ambradüften die Nase zuhält, mag ihre Flügel weit öffnen, wenn Leimgeruch aufsteigt. Ich störe ihm das Vergnügen nicht. Aber er sollte doch auch perversere Ansprüche gelten lassen. Ich wehre mich ja nur gegen die sittliche Entrüstung, die ausbricht, wenn's in der Literaturküche einmal statt Geselchten mit Bauernknödeln Pfauenzungen oder auch nur Austern (gesunde ~~Herr Schütz!~~) ~~geben soll~~. Ich wollte nicht immer Pfauenzungen essen, wiewohl ich sie für schmack-

hafter halte als Knödel, und bin somit konzilianter als die, die immer Knödel essen wollen, weil sie sie für »solider« halten als Pfauenzungen. Nicht aus Hochmut, aus der bescheidenen Erkenntnis tiefster Verkommenheit erkläre ich, daß mir die traurige Liebesgeschichte des Blochhacker-Hias, die Herr Werkmann-Medelsky mit Talent erzählt, nichts mehr zu sagen hat und daß ich den Priester, den der Zölibat drückt, nicht bedauere, wenn er noch die Kraft hat, einen so schönen Satz zu prägen wie den im 7. Auftritt des III. Aktes: »Immer mehr durchfurcht vom Gram, zernagt vom Leiden des Entsagens, ist meine Brust heute ein jämmerliches Heim meines eigenen Elends«! Ich glaube — dies ist bloß eine Privatmeinung —, die Stunde der Blochhacker-Hiase hat in der Poesie geschlagen; als Träger dramatischer Gefühle verpöne ich sie auf das entschiedenste, und im modernen Bühnenleben räume ich ihren unkomplizierten Seelen nur einen Platz ein, wenn es einem Dichter gelang, ihre sozialen Nöte zu erfassen. Von den Beschwerden des Priesterstandes aber hat Herr Werkmann kaum mehr als Leitartikelpathos abzuschöpfen vermocht, das vielleicht den Vergleich mit dem Autor des »Pfarrer von Kirchfeld«, nie und nimmer aber den mit dem Dichter Anzengruber gestattet. Herr Schütz freilich gerät aus Rand und Band, wenn er nur das Wort Zölibat hört, beginnt sofort die Leser mit den Wissensbrocken liberaler Geschichtsforschung zu bewerfen und erhebt den »schlichten Mann aus der Tischlerwerkstatt« zum Bühnenkaiser. Findet Werkmann die Bretter, die Herr Schütz vor dem Kopfe hat, und den Zettelkasten, aus dem er schöpft, nicht reparaturbedürftig? . . .

Hab' ich doch meine Freude dran, daß »Salome« die Schwarzalben aus beiden Lagern, freisinnige und klerikale Kunstfeinde gepaart hat! Das Schauspiel, die Kritiker der ‚Neuen Freien Presse' und des ‚Vaterland' Arm in Arm zu sehen, kehrt nicht oft wieder. Welche suggestive Kraft muß einem Kunstwerk inne-

wohnen, das es vermocht hat, den Philistersinn, von den verschiedenen Parteischlacken, die sonst so argen Zwistes ~~Ursprung~~ sind, erlöst, sich in Reinheit und Einheit offenbaren zu lassen! Mag Herr Schütz Wilde's Vision an der Geschichte, ~~der erleuchtete Kollege~~ vom ‚Vaterland' sie an der heiligen Schrift kontrolieren, jener über die Zumutung, daß eine Mutter dreier Kinder tanze, entsetzt, dieser befriedigt sein, ~~daß~~ Johannes »die ekelhaften Liebesausbrüche des tollen Weibes zurückweist« (»glücklicherweise« sagt er ausdrücklich): sie haben doch dieselbe Beziehung zur Kunst. Die häßlichere Spielart bleibt der liberale Schächer; und die häufigere. Er hat gegen die Teufelsinsel eine Welt in Waffen gerufen und begeistert sich für die Tretmühle; er fragt nicht nach dem Wert der leidenden Persönlichkeit, er fragt nur nach ihrer Konfession. Er ist da und dort. Auf der »Salome«-Szene reckt er triumphierend die Arme, wenn ein Prophet getötet werden soll. Vor Reading hat er dem gefesselten Wilde ins Gesicht gespuckt. Von seinem Kritikerstuhl bespeit er den toten... Ich glaube, er hat dem Vorgang auf Golgatha als Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse' beigewohnt.

Die Drangsale des Lotsen.*)

Ein Märchen von **August Strindberg.**

Der Lotsenkutter lag draußen vor den letzten Leuchtfeuern; die Wintersonne war längst untergegangen, und es war hohe See, richtige Meeressee. Da signalisierte der Vordergast: Segler luvwärts.

*) Aus dem unveröffentlichten schwedischen Manuskrip Strindberg's übersetzt von Emil Schering.

Fahne 5 neu setzen lassen

V—1

SALOME

Dezember 1903

»Wenn die Kritiker sich streiten, so beweist das, daß der Künstler im Einklang mit sich ist«, hat Oskar Wilde in der Vorrede zum »Bildnis Dorian Grays« gesagt. In der Region seiner königlichen Geisteskultur wird das Gezänke armseliger Taglöhner der Meinung nur hörbar wie das von einer feinen Regie gedämpfte Gemauschel der Pharisäer in »Salome«. Aber mir ist's nicht vergönnt, Kunstwerke als Betrachter zu genießen; eine unselige Hellhörigkeit zwingt mich, den Stimmen zu lauschen, die aus der Tiefe dringen, und ich kann nicht beten, ~~wenn~~ ich nicht ~~zuvor~~ den Heiligtumsschändern geflucht habe. Wie das Gemauschel der Pharisäer in »Salome« . . . »Da sieht man, daß er nicht ist der Elias!« ruft einer, drängt sich gestikulierend in die vorderste Reihe und heißt Friedrich Schütz.

So heißt er, der am 15. Dezember 1903 das Beispiel des Menschen nachgeahmt hat, welcher Oskar Wilde auf dem Weg ins Zuchthaus von Reading ins Gesicht spuckte. Aber Oskar Wilde war damals in Ketten; also lebte er. Dann ward er in der Tretmühle gemordet und in jenen Zustand endgiltiger Wehrlosigkeit versetzt, der heute einem ~~liberalen~~ Referenten die Annäherung ermöglicht. Jener Mann von Reading hätte nie einem Leichnam ins Antlitz gespuckt. Er war der Exponent puritanischer Pöbelwut, die sich vielleicht über der furchtbaren Erkenntnis eines Martyriums längst beruhigt hat. Herr Friedrich Schütz aber ist ein ~~Literat~~. Vor hunderttausend Lesern bekennt er sich des Mutes schuldig, ein allen Künstlermenschen Europas heiliges Grab zu verunehren. Für solches Handeln böte wohl der angeborene Trieb der kulturfeindlichsten Zeitung, lebendige Vollpersönlichkeiten totzuschweigen und tote zu bespeien, eine zureichende Erklärung. Aber der Eifer, mit dem diesmal exhumiert wurde, ist so auffallend, die Lust, mit der Herr Schütz das tote Dichterhaupt insultierte, so ungleich perverser als der saugende Kuß der Salome, daß auch durch die Reihen der abgesagten Feinde modernen Kunstschaffens Abscheu und Entsetzen ging. . . .

~~Herr~~ Friedrich Schütz ist kein Päderast. Das wird der einzige Ruhmestitel sein, der von ihm auf die Nachwelt kommt. Das wissen wir endlich, seitdem wir sein Feuilleton über Oskar Wilde gelesen haben. Oskar Wilde war nämlich ein Päderast, und ~~Friedrich~~ Schütz ist keiner. Wohl ihm! Die Tretmühle bleibt ihm dafür erspart, und in dieser beruhigenden Gewißheit darf er Feuilletons schreiben, die er in Anerkennung seiner normalen Anlage gewiß für bedeutender hält als die Schriften Oskar Wildes. Solange ein ~~Schriftsteller~~ gegen den Homosexualismus nicht ausdrücklich Stellung genommen hat, kann man eben immer noch zweifeln, ob er nicht auch am Ende ~~einer von jenen~~ ist. Der Verdacht liegt näher, wenn einer, wie's zum Beispiel ~~in der ‚Fackel‘~~ geschah und immer ~~geschehen wird~~, die strafrechtliche Behandlung des Problems als eine der größten Kulturscheußlichkeiten zu bezeichnen wagt. Herr Friedrich Schütz aber hat sich mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, zu den normalen Usancen des Geschlechtsverkehrs bekannt, und es darf ihn nicht überraschen, wenn ihm Gratulationen aus allen Ländern, wo die ‚Neue Freie Presse‘ gelesen wird, ins Haus fliegen. Der Glückliche! Er muß nicht seine geistigen Säfte in unerwünschter Bewahrung der physischen verzehren, muß nicht, wenn seine Willensstärke doch einmal seinem Trieb erlag, in der schwebenden Pein eines mörderischen Gesetzes hangen oder dem Morgen, da der Erpesser die Rechnung präsentiert, in schlafloser Qual entgegenharren. Aber die Bestrafung ~~jenes perversen~~ Geschlechtsverkehrs, zu dem freies Einverständnis mündige Leute vereinigt, für legislativen Wahnwitz zu erklären, mag

heute noch kühn sein: kühner ist es heute bereits, für die strafrechtliche Belästigung des Privatlebens einzutreten oder an physiologische Irrungen sittliches Pathos zu wenden. Der Gehirnnebel, der dichter denn je über Europa lagert, verhüllt ja gewiß die Hoffnungen jener Kulturmenschen, die von ~~da und dort geplanten~~ Strafgesetzreformen eine Verbesserung der Sexualjustiz erwarten, und es ist ausgemacht, daß auch die Staatsanwälte des zwanzigsten Jahrhunderts über die Geschlechtsregungen der Steuerzahler wachen werden. Aber sicher ist auch, daß kein Kriminalist mehr, und wäre er noch so erbarmungslos, noch so phantasieverlassen und lebensfremd, daß kein Minister im eigenen Namen das Siegel auf die alte Niedertracht zu drücken wagen und daß man es den stumpfsinnigen Parlamentsmehrheiten überlassen wird, ein quieta movere auf dem Gebiete der Moralheuchelei zu versagen. Ist England eine Kulturnation, weil es Geister wie Oskar Wilde hervorbringen konnte? Weil es einen Geist wie Oskar Wilde um einer sexuellen Neigung willen in der Tretmühle zerstört hat, ist es, solange das Niveau des lieben Demos den Maßstab gibt, ein Barbarenland, dem man höchstens die ~~technischen~~ Errungenschaften einer Waterkloset-Kultur zubilligen mag.

Aber als die Exekutive des Pöbelwillens gewaltet, als Philisterrache das Opfer eines Genies gefordert hatte, vernahm man es da, daß ein britischer Literat Beifall klatschte? Herr Friedrich Schütz in Wien hatte einen guten Tag. Und heute, da Wildes Leichnam längst verwest ist, dankt er seinem Schöpfer und versichert seinen Lesern, daß er nicht ist wie jener. Der Lebensanfang Wildes habe »diesen Abschluß nicht erwarten lassen«. Denn — »seine Familie gehörte zu den wohlhabendsten des Landes«. Nach diesem vorläufig noch mehr den Hausbesitzer ~~im Kottage~~ als den Literaturphilister kennzeichnenden Geständnis beginnt ~~Herr~~ Schütz sich über die Entartung des Patriziersohnes aufzuregen. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen; »aber Eltern denken und Kinder lenken ihre Geschicke«. Einige Jahre später fängt Wilde »seine tollen Streiche« an, die Herr Schütz im Ton des entsetzten Hebräers schildert, dem so viel ~~Überspanntheit~~ und »Ausgefallenheit« noch nicht untergekommen ist. Dann zitiert er in schlechter Übersetzung ein paar ~~brillante Paradoxen~~ des Dichters, nennt sie »Offenbarungen der albernsten Banalität«, zitiert eine Strophe der tiefergreifenden »Ballade vom Zuchthaus zu Reading«, nennt sie »läppisch«, beschimpft die körperliche Erscheinung Wildes, spricht von der »Unsitte des Altertums«, für die sich der Dichter begeistert, und von der »gassenbübischen Logik«, in der er »wie weiland Graf Platen mit dem Nachweis spielte, daß Shakespeares Sonette an einen Knaben gerichtet seien«. Herr Schütz kann das nämlich noch immer nicht glauben, lebt sichtlich der braven Überzeugung, daß die Sonette der Königin Elisabeth gewidmet sind, und wäre über die Enthüllung, daß in verschiedenen Epochen auch von ihm bewunderte Künstler ~~perverser~~ Neigung fähig und Sappho der sapphischen Liebe ergeben war, gewiß konsterniert. Da sich Wilde »nicht mit der Theorie begnügte«, hat Herr Schütz eine polizeiliche Leumundsnote angelegt: »Gerüchte von Affären, die er in Süditalien hatte, drangen nach London, an der Riviera wies ihm ein Hotelier die Tür, in Paris hatte er Anstände«. ~~Aha!~~ Wenn Herr Schütz einen Freund Wildes nennt, beeilt er sich hinzuzufügen: »Das Wort Freund im garstigsten Sinne genommen«. Aber die Londoner Richter, versichert er, haben durchaus nicht der Sexualheuchelei ihres Volkes ein Opfer bringen wollen; nein, »im Zorn darüber, daß die Bohèmepose dieser zur schwindelhaften Täuschung neigenden Natur England betrogen hatte, das einen originell tuenden Cabotin für einen Künstler nahm, fällten sie das schärfste Urteil« . . .

»Ein Sturm der Entrüstung schnitt dem Angeklagten die Verteidigungsrede ab« . . »Aber auch nachdem er das Gefängnis verlassen hatte, will ihn die Verachtung seiner Landsleute nicht auf englischem Boden dulden«. Und all dies nicht einmal, wie man bisher gewähnt, zur Strafe für Verirrungen des Nervensystems, sondern gar nur für Verirrungen der Feder! Es ist ~~gut~~ daß Herr Schütz die »Sophie Dorothea« geschrieben hat und daß wir nicht in England leben . . . Wilde mußte vor der Empörung der Leser nach Paris flüchten. Herrn Schütz sind auch die Laster, denen er dort fröhnte, bekannt: Er trinkt Kognak und wird katholisch. »Einmal will er sich besonders gütlich tun und läßt Austern kommen, sie sind verfault und geben ihm den Tod.« Ist das nicht bezeichnend? Der Dekadent greift ~~auch~~ nach verfaulten Nahrungsmitteln. Ein Dichter, der Stücke nach dem Geschmack des Herrn Schütz schreibt, wird nie der Gefahr einer Austernvergiftung ausgesetzt sein . . . Mit dieser Elegie auf den Tod eines Jünglings, die mit einem unterdrückten »Krepier!« beginnt und ~~mit einem und~~ in einem verhaltenen »Nebbich!« gipfelt, ist aber Herr Schütz nicht zu Ende. Noch einmal muß er, ehe er zu einer analphabetischen Auffassung der »Salome« übergeht, seiner Freude Ausdruck geben, daß Wildes »mittelmäßige Begabung in Schmutz und Schande erstickte«, und seinem tiefen Bedauern, daß er »eine ähnliche Ruhestätte wie Mozart fand« . . .

Gegen ein Meisterstück, das an kondensierter Stimmung und rhythmischem Einklang von Handlung und Sprache kaum seinesgleichen in der Weltliteratur hat, führt Herr Schütz zuvörderst die »historische Wahrheit« ins Treffen, die ihm irgendein am Tag vor der Première beschaffter Schmöker geoffenbart hat. »Im Todesjahr des Johannes war Salome, Tochter der Herodias, die Witwe des Tetrarchen Philipp, Mutter dreier Kinder, also kaum zu berückenden Tänzen geeignet.« »Aufgelegt«, hätte Herr Schütz sagen sollen, um seine eigene Darstellung der historischen Wiener Wirklichkeit und dem Verständnis des Volkstheaterpublikums näherzubringen. Folgt eine Ehrenrettung des Herrn von Herodes, die an lustiger Dummheit alle Leistungen dieses mit skurrilster Zettelkastenbildung prunkenden Kritikers übertrifft. Die Charakteristik in »Salome« stelle »in der bekannten Strich- und Klecksmanier schlechter Illustratoren die Menschen wie Fratzen dar«; denn der »große Herodes«, der »bei Tiberius so viel galt, daß er in allen asiatischen Fragen Roms mit entschied, der aufgeklärte Herrscher, der die Segnungen der europäischen Kultur seinem Volke erschließen wollte, wird zu einem schwachsinnigen Kartenkönig, der auf der Höhe des Stückes in die senile Geilheit eines der Alten verfällt, welche die schöne Susanne im Bade belauschen«. In einer Vornotiz über »Salome« hatte sich der Dichter der »Sophie Dorothea« begnügt, von »niedriger Romantik« zu sprechen. Jetzt aber konnten wir lesen, daß die Sprache Wildes »das einfältigste Bild zu Tode hetzt« und daß der Tanz der Salome eine »Ballettepisode« und »Orpheumskunst» sei, die Herr Schütz lieber »ohne den Ballast eines die Poesie schändenden Stückes« sehen möchte.

Man fragt, wie es denn, wenn schon die Herausgeber eines Weltblatts solcher Konkurrenz von Überhebung und Beschränktheit nicht gewahrt hatten, möglich war, daß die einsichtigeren Zeitungssetzer nicht den Dienst versagten. Ein kritischer Muskelprotz mag sich von einem verfeinerten Künstlertum der Nerven verächtlich abwenden; aber keiner hat noch zu behaupten gewagt, daß dem Mistbeet, dem er die Gedankenwelt des Dichters vergleichen mag, eine ~~herrlich~~ere Blume entwachsen konnte als »Salome«. Daß der Wildschütz im Wiener Blätterwald es gewagt hat, dafür bietet der Philistersinn allein keine hinreichende Erklärung. Wenn in Wien an demselben Tage ein Kunstwerk ~~neben der respektvollen~~

Würdigung durch die Uhl, Schönaich und Hevesi von Dummköpfen abgetan und Herrn v. Saars dramatische Dilettantenarbeit für die Literaturgeschichte gerettet wird, wenn die »Neue Freie Presse« Sudermanns Theaterschmarren preist und Wildes Dichtung bespeit, dann, ja dann muß — der Antisemitismus seine Hand im Spiele haben. Wie das? L'art pour l'art, Ästhetentum, englische Dekadence und — Antisemitismus? Ein Blick in das Gemütsleben des Herrn Schütz macht alles erklärlich. Dieser Fortschrittsmann, der die moderne Kunst aus dem Gesichtswinkel der Prager Kleinseite betrachtet, propagiert seit Jahr und Tag eine Idee. Sie ist zwar nicht tief, aber fix: Jedes Dichterwerk, das seiner Besprechung ausgeliefert ist, muß irgendwo und irgendwie über die Stellung seines Autors zur Judenfrage Aufschluß geben können. Ich glaube, er hat einmal in Grillparzers »Medea« »Fäden« entdeckt, die zur Wiener Gemeinderatsmajorität »hinüberführen«, oder in »Weh dem der lügt« eine Parteinahme für Dreyfus, und er läßt — von einer Beziehung zu den Sprachenverordnungen natürlich abgesehen — keine andere Tendenz in einem Kunstwerk gelten als die zur »Abwehr des Antisemitismus«. Seit Herr Noske nicht mehr gewählt wurde, hat für ihn die Literatur jeden Selbständigkeitswert verloren, und aufgeregter denn je horcht er auf das Bekenntnis, das sich oder das er einer Dichterbrust entringt. Die technischen Qualitäten mißt er an »Sophie Dorothea«, die ethischen an seiner fixen Idee. Ein anderes Problem gilt ihm in der modernen Literatur nicht, und ein Autor kann eine noch so neue, noch so eigenartige »Frage« aufwerfen: wenn's nicht die eine ist, auf die sich wieder mit einer Frage antworten läßt, findet er bei Herrn Schütz keine Gegenliebe. Der Uneingeweihte hat sechs Spalten des Feuilletons über »Salome« gelesen und ist noch immer nicht hinter den Grund so albernen Wütens gekommen. Da springt ihm plötzlich das Wort »Antisemit« in die Augen. »Der Anlage und Empfindung nach Antisemit, hatte Wilde mit einem jüdischen Stoffe relatives Glück.« »Hat ihn schon!« lautet ein Refrain Offenbachs »Pariser Leben«. Wilde ist also Antisemit; aber mit einem »jüdischen Stoff« Glück haben, das möchte ihm schmecken! Dies der Gedankengang des Herrn Schütz; die Prager Kleinseite beginnt sich zu regen. Hadert ein Kritiker mit einem Dichter, Oder kritisiert ein Hadernhändler?... Und da, in der neunten Spalte, löst sich das Rätsel vollends. Daß Wilde den großen Herodes verkleinert, aus der edlen Herodias eine böse Sieben, aus der keuschen Salome eine »Lustmörderin« gemacht, wären der Fehler schlimmste nicht. Aber was ward unter den Händen dieses verruchten Briten-Goi aus dem jüdischen Volke? »Das Volk, dessen Widerstandskraft gegen die Übermacht, die es zu zermalmen drohte, nach dem Urteil des Gregorovius ‚zu den erhabensten Zügen seiner Geschichte zählt', wird in einem Quintett wackelnder Juden mit häßlichen Gebärden dargestellt, die der tiefste Knechtsinn erfüllt.« Die Regie des Volkstheaters aber tut ein Übriges und »läßt diese Hebräer mauscheln«. Und das muß Herrn Schütz passieren, der jedem Kunstwerk bloß die eine Lehre entnehmen will: »Es gibt keine jüdischen Unarten!«

Inde irae et lacrumae! Nicht der Zopf dieses Kritikers, kein Weichselzopf erklärt es, daß er an Wilde so schnöde sich vergriff. Wenn aber der arme Teufel schon in der ersten Spalte eingestanden hätte, was ihm das Herz drückt, die kritische Mühe wäre ihm erspart, mindestens Mitleid statt Empörung ihr Lohn geblieben. Vielleicht betrachtet es sogar als eine persönliche Beleidigung, die ihm der Direktor Weisse als Revanche für jahrelange Verfolgung antut, wenn auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters gemauschelt wird. Mit Unrecht. Wohl hätte der Jargon der Pharisäergruppe — schon mit Rücksicht auf das

Premièrenpublikum, dessen sich eine der Gesamtwirkung abträgliche Familienstimmung bemächtigte — gemildert werden müssen. Daß er von Wilde überhaupt nicht intendiert und ein Regiefehler war, konnten nur die Ganzgescheiten entdecken. Wie sollte denn der Haß anders gemalt werden, der bei Salomes Wunsch nach dem Haupt des Täufers, Golgatha antizipierend, die Arme reckt? In solchen Naturlauten hat von Moses bis Mosse Pharisäerrache den »Abtrünnigen« verfolgt, und die Flüche des Herrn Schütz klingen deutschem Empfinden nicht reiner als die Debatten der Schriftgelehrten am Hofe des Herodes.

Ihrer Bedeutung im szenischen Bild wird freilich durch bloße Dialektfärbung nicht entsprochen. So wenig wie dem szenischen Bild durch die Betonung des rein Theatralischen genügt wird. Ward die Besprechung der »Salome« zum Prüfstein kritischer Ansicht, so ist ihre Inszenierung zum Maßstab deutscher Theaterkunst geworden: Zum Heil oder Schaden der Dichtung haben sich — in Hamburg, Berlin und Wien — drei Richtungen an ihr betätigt. Äußerster Realismus in Berlin und äußerste Theatralik in Wien schienen mir die gleich wirksame Parodie auf Wildes Absichten zu bieten. Dort war's ein Baum von Berlinismen gesäubertes »Familienidyll« im Hause Herodes. Ohne Grauen vor dem Kommenden offerierte der Tetrarch einer gesunden Salome seine Edelsteine, etwa so, wie ein Juwelier mit einer Diva feilscht. Der Ausruf: »Aussätzige mag er heilen; aber Tote soll er nicht lebendig machen!«, den eine furchtbare Ahnung aus zugeschnürter Kehle preßt und in dem die ganze Stimmung der »Salome« kulminiert, erweckte als schnoddriger Bibelwitz gelinde Heiterkeit. Dieser Herodes hielt seinen Jochanaan in der Zisterne wie ein seltenes Tier im Käfig, das bei festlichem Anlaß gezeigt wird. Eine tiefere Beziehung als die der Neugierde verband ihn nicht mit dem Propheten, geschweige denn mit dem Größeren, der sich durch ihn und hinter ihm ankündigt. Herr Reicher hat den Herodes gespielt. So kann zu völligem Nichtverstehen einer Rolle ein tüchtiger Schauspieler durch die realistische Stilschrulle gebracht werden, die der Talentlosigkeit das Bühnendasein erleichtert; Defekte verwandelt sie in Charakteristik, Qualitäten in Farblosigkeit. Frau Eysoldt habe ich als Salome nicht zu sehen bekommen; was aber vermöchte die virtuoseste Einzelleistung in einem Stücke, dessen Wirkung ausschließlich in der Ensemblestimmung wurzelt? Diese mußte in Berlin der falschen Natürlichkeit eines psychologischen Zwiegesprächs, in Wien der falschen Theatralik einer lärmenden Handlung weichen. Das Unirdische, nur in den Formen stilvollster Unnatur Mögliche — dort »vermenschlicht« und vernaturiert, hier zu den Effekten einer abgestandenen Pathetik mißbraucht. Beide Richtungen entspringen derselben geistigen Dürftigkeit deutscher Theaterregie und führen zum Verderben einer Dichtung, bei der Regie alles ist. Wer sie in der Gestalt, die ihr der Dichter ersehen hat, sehen wollte, müßte weit nach dem deutschen Norden fahren, wo ein Regisseur wirkt, dessen befeuernder Theaterblick eine Gesamtheit von Künstlern, von denen die meisten einem Burgtheatervergleich gewiß nicht Stand halten könnten, zu unvergleichlich höheren Wirkungen geführt hat, als man sie hier oder in Berlin gewohnt ist: Herr v. Berger in Hamburg, dessen Gaben wir, weil er ein Österreicher ist, nicht im Burgtheater schätzen dürfen. Die somnambule Stimmung einer aus Wollust und Grauen bereiteten Vision; das rhythmisierte Tempo des aus schwüler Ruhe zur Katastrophe eines Zeitalters hastenden Fiebertraums; die aus dumpfen Seelen, aus einer Zisterne und von dem Himmel drohende Wende zweier Welten, der unsichtbare Galiläer und ein stilisierter Mond, der vom blanken Rund zum scharlachfleckigen Ungetüm alle Phasen irdischen

bei der Regie alles ist. Wer sie in der Gestalt, die ihr der Dichter ersehen hat, sehen wollte, müßte weit nach dem deutschen Norden fahren, wo ein Regisseur wirkt, dessen befeuernder Theaterblick eine Gesamtheit von Künstlern, von denen die meisten einem Burgtheatervergleich gewiß nicht Stand halten könnten, zu unvergleichlich höheren Wirkungen geführt hat, als man sie hier oder in Berlin gewohnt ist: Herr v. Berger in Hamburg, dessen Gaben wir, weil er ein Österreicher ist, nicht im Burgtheater schätzen dürfen. Die somnambule Stimmung einer aus Wollust und Grauen bereiteten Vision; das rhythmisierte Tempo des aus schwüler Ruhe zur Katastrophe eines Zeitalters hastenden Fiebertraums; die aus dumpfen Seelen, aus einer Zisterne und von dem Himmel drohende Wende zweier Welten, der unsichtbare Galiläer und ein stilisierter Mond, der vom blanken Rund zum scharlachfleckigen Ungetüm alle Phasen irdischen Unheils begleitet — die Unregelmäßigkeit der aus den Fugen gebrachten Natur: all dies ist auf der Hamburger Bühne, wo die erste öffentliche Aufführung der »Salome« stattfand, möglich gewesen. In Berlin wies realistische Vernunft den Mond in die Schranken seiner natürlichen Beschaulichkeit und ließ ihn als Statisten mitwirken; in Wien strich man, im Konflikt zwischen theatralischem Wollen und technischem Unvermögen, ihm auch diese Rolle. Hier wie dort blieb die Beziehung des »Pagen der Herodias« zu dem jungen Syrer, dessen Blicke er von Salome ablenken möchte, während diese auf Jochanaan starrt, unverständlich: dort ließ man den Epheben, den in Hamburg ein schlankes Mädchen gab, von einem dicken Helden, hier von einem Charakterkomiker darstellen. Vergleicht man aber die Gesamtwirkungen, so kann man sagen. Haben sie in Berlin »Familienidyll« gespielt, so wurde in Wien — dank Herrn Weisse — »Bluthochzeit« gefeiert. Aber bei uns kamen, wenn schon nicht ein Königshaus, so doch wenigstens die Kulissen eines Königshauses ins Wanken. Momente lang dachte ich an noch Ärgeres als die Epigonentragik Albert Lindners und für den Unterschied zwischen Hamburger und Wiener Regiekunst fand ich die Formel: Herr v. Berger kriegt das Kunststück fertig, einen Rudolph Lothar so herauszubringen, daß man beinahe glaubt, es sei ein Oskar Wilde. Im Deutschen Volkstheater spielen sie »Salome«, und jeder schwört, daß es ein Stück von Rudolph Lothar ist.

Weil's aber doch diesen guten Namen nicht trägt, wird es den Literaturbütteln zur Beute. Daß »die Protektion elender Mittelmäßigkeit viel mehr Unheil angerichtet hat als Auszeichnung poetischer Extravaganz«, ist eine gute Erkenntnis Schumanns, auf die sich Hugo Wolf als Musikkritiker einmal bezieht. Darum ist selbst die Skrupellosigkeit eines Hermann Bahr, die tausendmal kleinere Potenzen als den Dichter der »Salome« ins Licht gestellt hat, unschädlicher als jene Verbindung von Unverstand und Tücke, die den flach- und querköpfigen Typus Nordau ergibt. Grotesk werden diese Gesellen, wenn sie, die so oft die Richtung ihres Hasses weisen, ein- oder das anderemal auch über ihre Sympathien Klarheit schaffen. Herr Schütz, der es nach »Salome« rühmlich versucht, den Tyrannen zu übertyrannen, hat sich neulich erst vor des Onkel Medelsky tüchtiger Tischlerarbeit »Liebessünden« in Anbetung gewunden. Wer sich vor Ambradüften die Nase zuhält, mag deren Flügel weit öffnen, wenn Leimgeruch aufsteigt. Ich störe ihm das Vergnügen nicht. Aber er sollte doch auch perversere Ansprüche gelten lassen. Ich wehre mich ja nur gegen die sittliche Entrüstung, die sofort ausbricht, wenn's in der Literaturküche einmal statt eines Geselchten mit Bauernknödeln Pfauenzungen oder auch nur Austern (gesunde!) gibt. Ich wollte nicht immer Pfauenzungen essen, wiewohl ich sie für

Juden mit häßlichen Gebärden dargestellt, die der tiefste Knechtsinn erfüllt.« Die Regie des Volkstheaters aber tut ein Übriges und »läßt diese Hebräer mauscheln«. Und das muß Herrn Schütz passieren, der jedem Kunstwerk bloß die eine Lehre entnehmen will: »Es gibt keine jüdischen Unarten!«

Inde irae et lacrumae! Nicht der Zopf dieses Kritikers, sein Weichselzopf erklärt es, daß er an Wilde so schnöde sich vergriff. Wenn aber der arme Teufel schon in der ersten Spalte eingestanden hätte, was ihm das Herz drückt, die kritische Mühe wäre ihm erspart, mindestens Mitleid statt Empörung ihr Lohn geblieben. Vielleicht betrachtet er es sogar als eine persönliche Beleidigung, die ihm der Direktor Weisse als Revanche für jahrelange Verfolgung antut, wenn auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters gemauschelt wird. Mit Unrecht. Wohl hätte der Jargon der Pharisäergruppe — schon mit Rücksicht auf das Premierenpublikum, dessen sich eine der Gesamtwirkung abträgliche Familienstimmung bemächtigte — gemildert werden müssen. Daß er von Wilde überhaupt nicht intendiert und ein Regiefehler war, konnten nur die Ganzgescheiten entdecken. Wie sollte denn der Haß anders gemalt werden, der bei Salomes Wunsch nach dem Haupt des Täufers, Golgatha antizipierend, die Arme reckt? In solchen Naturlauten hat von Moses bis Mosse Pharisäerrache den »Abtrünnigen« verfolgt, und die Flüche des Herrn Schütz klingen deutschem Empfinden nicht reiner als die Debatten der Schriftgelehrten am Hofe des Herodes.

Ihrer Bedeutung im szenischen Bild wird freilich durch bloße Dialektfärbung nicht entsprochen. So wenig wie dem szenischen Bild durch die Betonung des rein Theatralischen genügt wird. Ward die Besprechung der »Salome« zum Prüfstein kritischer Einsicht, so ist ihre Inszenierung zum Maßstab deutscher Theaterkunst geworden. Zum Heil oder Schaden der Dichtung haben sich — in Hamburg, Berlin und Wien — drei Richtungen an ihr betätigt. ~~Äußerster~~ Realismus in Berlin und ~~äußerste~~ Theatralik in Wien schienen mir die gleich wirksame Parodie auf Wildes Absichten zu bieten. Dort war's ein kaum von Berlinismen gesäubertes »Familienidyll« im Hause Herodes. Ohne Grauen vor dem Kommenden offerierte der Tetrarch einer gesunden Salome seine Edelsteine, ~~etwa so, wie~~ ein Juwelier mit einer Diva feilscht. Der Ausruf: »Aussätzige mag er heilen; aber Tote soll er nicht lebendig machen!«, den eine furchtbare Ahnung aus zugeschnürter Kehle preßt und in dem die ganze Stimmung der »Salome« kulminiert, erweckte ~~als~~ schnoddriger Bibelwitz ~~gelinde~~ Heiterkeit. ~~Dieser Herodes hielt seinen Jochanaan~~ in der Zisterne wie ein seltenes Tier im Käfig, das bei festlichem Anlaß gezeigt wird. Eine tiefere Beziehung als die der Neugierde verband ihn nicht mit dem Propheten, geschweige denn mit dem Größeren, der sich durch ihn und hinter ihm ankündigt. Herr Reicher hat den Herodes gespielt. So kann zu völligem Nichtverstehen einer Rolle ein tüchtiger Schauspieler durch ~~die~~ realistische Stilschrulle gebracht werden, die der Talentlosigkeit das Bühnendasein erleichtert. Defekte verwandelt sie in Charakteristik, Qualitäten in Farblosigkeit. Frau Eysoldt habe ich als Salome nicht zu sehen bekommen; was aber vermöchte die virtuoseste Einzelleistung in einem Stücke, dessen Wirkung ausschließlich in der Ensemblestimmung wurzelt? Diese mußte in Berlin der falschen Natürlichkeit eines psychologischen Zwiegesprächs, in Wien der falschen Theatralik einer lärmenden Handlung weichen. Das Unirdische, nur in den Formen stilvollster Unnatur Mögliche — dort »vermenschlicht« und vernaturiert, hier zu den Effekten einer abgestandenen Pathetik mißbraucht. Beide Richtungen entspringen derselben geistigen Dürftigkeit deutscher Theaterregie und führen zum Verderben einer Dichtung,

Unheils begleitet — die Unregelmäßigkeit der aus den Fugen gebrachten Natur: all dies ist auf der Hamburger Bühne, wo die erste öffentliche Aufführung der »Salome« stattfand, möglich gewesen. In Berlin wies realistische Vernunft den Mond in die Schranken seiner natürlichen Beschaulichkeit und ließ ihn ~~bloß~~ als Statisten mitwirken; in Wien strich man, im Konflikt zwischen theatralischem Wollen und technischem Unvermögen, ihm auch diese Rolle. Hier wie dort blieb die Beziehung des »Pagen der Herodias« zu dem jungen Syrer, dessen Blicke er von Salome ablenken möchte, während diese auf Jochanaan starrt, unverständlich: dort ließ man den Epheben, den in Hamburg ein schlankes Mädchen gab, von einem dicken Helden, hier von einem Charakterkomiker ~~darstellen~~ Vergleicht man aber die Gesamtwirkungen, so kann man sagen: ~~H~~aben sie in Berlin »Familienidyll« gespielt, so wurde in Wien — dank Herrn Weisse — »Bluthochzeit« gefeiert. Aber bei uns kamen, wenn schon nicht ein Königshaus, so doch wenigstens die Kulissen eines Königshauses ins Wanken. Momente lang dachte ~~ich~~ an noch Ärgeres als die Epigonentragik Albert Lindners und ~~für den Unterschied zwischen Hamburger~~ und Wiener Regiekunst ~~fand ich~~ die Formel: Herr v. Berger kriegt das Kunststück fertig, einen Rudolph Lothar so herauszubringen, daß ~~man~~ beinahe glaubt, es sei ein Oskar Wilde. Im Deutschen Volkstheater (spielen sie) »Salome«, und jeder schwört, ~~daß~~ es ~~ein Stück~~ von Rudolph Lothar ~~ist~~.

Weil's aber doch diesen guten Namen nicht trägt, wird es den Literaturbütteln zur Beute. Daß »die Protektion elender Mittelmäßigkeit viel mehr Unheil angerichtet hat als Auszeichnung poetischer Extravaganz«, ist eine gute Erkenntnis Schumanns, auf die sich Hugo Wolf als Musikkritiker einmal ~~beruft~~. Darum ist selbst die Skrupellosigkeit eines Hermann Bahr, die tausendmal kleinere Potenzen als den Dichter der »Salome« ins Licht gestellt hat, unschädlicher als jene Verbindung von Unverstand und Tücke, die den flach- und querköpfigen Typus Nordau ergibt. Grotesk werden diese Gesellen, wenn sie, die so oft die Richtung ihres Hasses weisen, einander das anderemal auch über ihre Sympathien Klarheit schaffen. Herr Schütz, der es nach »Salome« rühmlich versucht, den Tyrannen zu übertyrannen, hat sich neulich erst vor des Onkel Medelsky tüchtiger Tischlerarbeit »Liebessünden« in Anbetung gewunden. Wer sich vor Ambradüften die Nase zuhält, mag deren Flügel weit öffnen, wenn Leimgeruch aufsteigt. Ich störe ihm das Vergnügen nicht. Aber er sollte doch auch ~~perverser~~ Ansprüche gelten lassen. ~~Ich~~ wehre mich ja nur gegen die sittliche Entrüstung, die sofort ausbricht, wenn's in der Literaturküche einmal statt eines Geselchten mit Bauernknödeln Pfauenzungen oder auch nur Austern (gesunde!) gibt. Ich wollte nicht immer Pfauenzungen essen, wiewohl ich sie für schmackhafter halte als Knödel, und bin somit konzilianter als die, die immer Knödel essen wollen, weil sie sie für ~~solider~~ halten als Pfauenzungen. Nicht aus Hochmut, aus der bescheidenen Erkenntnis tiefer Verkommenheit erkläre ich, daß mir die traurige Liebesgeschichte des Blochhacker-Hias, die Herr Werkmann-Medelsky mit Talent erzählt, nichts mehr zu sagen hat, und daß ich den Priester, den der Zölibat drückt, nicht bedaure, wenn er noch die Kraft hat, einen so schönen Satz zu prägen wie den ~~im 7. Auftritt des III. Aktes~~ »Immer mehr durchfurcht vom Gram, zernagt vom Leiden des Entsagens, ist meine Brust heute ein jämmerliches Heim meines eigenen Elends!« Ich glaube — dies ist bloß eine Privatmeinung —, die Stunde der Blochhacker-Hiase hat in der Poesie geschlagen; als Träger dramatischer Gefühle verpöne ich sie und räume ihren ~~unkomplizierten~~ Seelen im modernen Bühnenleben nur einen Platz ein, wenn es einem Dichter gelang, ihre sozialen Nöte zu er-

lassen. Von den Beschwerden des Priesterstandes aber hat Herr Werkmann kaum mehr als Leitartikelpathos abzuschöpfen vermocht, das vielleicht den Vergleich mit dem Autor des »Pfarrers von Kirchfeld«, nie und nimmer aber den mit dem Dichter Anzengruber gestattet. Herr Schütz freilich gerät aus Rand und Band, wenn er nur das Wort Zölibat hört, beginnt sofort die Leser mit den Wissensbrocken liberaler Geschichtsforschung zu bewerfen und erhebt den »schlichten Mann aus der Tischlerwerkstatt« zum Bühnenkaiser. Findet Meister Werkmann die Bretter, die Herr Schütz vor dem Kopfe hat, und den Zettelkasten, aus dem er schöpft, nicht reparaturbedürftig?

Hab' ich doch meine Freude dran, daß »Salome« die Schwarzalben aus beiden Lagern, freisinnige und klerikale Kunstfeinde gepaart hat! Das Schauspiel, die ~~Kritiker~~ der ‚Neuen Freien Presse' und des ‚Vaterland' Arm in Arm zu sehen, kehrt nicht häufig wieder. Welche suggestive Kraft muß einem Kunstwerk innewohnen, das es vermag, den Philistersinn, befreit von den Parteischlacken, die sonst der Ursprung argen Zwistes sind, sich in Reinheit und Einheit offenbaren zu lassen! Mag ~~Herr~~ Schütz Wildes Vision an der Geschichte, sein frommer Kollege vom ‚Vaterland' sie an der heiligen Schrift kontrolieren, jener über die Zumutung, daß eine Mutter dreier Kinder tanze, entsetzt, dieser befriedigt sein, weil Johannes »die ekelhaften Liebesausbrüche des tollen Weibes zurückweist« (»glücklicherweise« sagt er ausdrücklich): sie haben doch dieselbe Beziehung zur Kunst. Die häßlichere Spielart bleibt der liberale Schächer; und die häufigere. Er hat gegen die Teufelsinsel eine Welt in Waffen gerufen und begeistert sich für die Tretmühle. Er fragt nicht nach dem Wert der leidenden Persönlichkeit, er fragt nur nach ihrer Konfession. Er ist da und dort. Auf der »Salome«-Szene reckt er triumphierend die Arme, wenn ein Prophet getötet werden soll. Vor Reading hat er dem gefesselten ~~Wilde~~ ins Gesicht gespuckt. Von seinem Kritikerstuhl bespeit er den ~~toten~~ ... Ich glaube, er hat dem Vorgang auf Golgatha als Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse' beigewohnt.

V—1

SALOME

Dezember 1903

»Wenn die Kritiker sich streiten, so beweist das, daß der Künstler im Einklang mit sich ist«, hat Oskar Wilde in der Vorrede zum »Bildnis Dorian Grays« gesagt. In der Region seiner königlichen Geisteskultur wird das Gezänke armseliger Taglöhner der Meinung nur hörbar wie das von einer feinen Regie gedämpfte Gemauschel der Pharisäer in »Salome«. Aber mir ist's nicht vergönnt, Kunstwerke als Betrachter zu genießen; eine unselige Hellhörigkeit zwingt mich, den Stimmen zu lauschen, die aus der Tiefe dringen, und ich kann nicht beten, wenn ich nicht zuvor den Heiligtumsschändern geflucht habe. Wie das Gemauschel der Pharisäer in »Salome« . . . »Da sieht man, daß er nicht ist der Elias!« ruft einer, drängt sich gestikulierend in die vorderste Reihe und heißt Friedrich Schütz.

So heißt er, der am 15. Dezember 1903 das Beispiel des Menschen nachgeahmt hat, welcher Oskar Wilde auf dem Weg ins Zuchthaus von Reading ins Gesicht spuckte. Aber Oskar Wilde war damals in Ketten; also lebte er. Dann ward er in der Tretmühle gemordet und in jenen Zustand endgiltiger Wehrlosigkeit versetzt, der heute einem liberalen Referenten die Annäherung ermöglicht. Jener Mann von Reading hätte nie einem Leichnam ins Antlitz gespuckt. Er war der Exponent puritanischer Pöbelwut, die sich vielleicht über der furchtbaren Erkenntnis eines Martyriums längst beruhigt hat. Herr Friedrich Schütz aber ist ein Literat. Vor hunderttausend Lesern bekennt er sich des Mutes schuldig, ein allen Künstlermenschen Europas heiliges Grab zu verunehren. Für solches Handeln böte wohl der angeborene Trieb der kulturfeindlichsten Zeitung, lebendige Vollpersönlichkeiten totzuschweigen und tote zu bespeien, eine zureichende Erklärung. Aber der Eifer, mit dem diesmal exhumiert wurde, ist so auffallend, die Lust, mit der Herr Schütz das tote Dichterhaupt insultierte, so ungleich perverser als der saugende Kuß der Salome, daß auch durch die Reihen der abgesagten Feinde modernen Kunstschaffens Abscheu und Entsetzen ging. . . .

Herr Friedrich Schütz ist kein Päderast. Das wird der einzige Ruhmestitel sein, der von ihm auf die Nachwelt kommt. Das wissen wir endlich, seitdem wir sein Feuilleton über Oskar Wilde gelesen haben. Oskar Wilde war nämlich ein Päderast, und Friedrich Schütz ist keiner. Wohl ihm! Die Tretmühle bleibt ihm dafür erspart, und in dieser beruhigenden Gewißheit darf er Feuilletons schreiben, die er in Anerkennung seiner normalen Anlage gewiß für bedeutender hält als die Schriften Oskar Wildes. Solange ein Schriftsteller gegen den Homosexualismus nicht ausdrücklich Stellung genommen hat, kann man eben immer noch zweifeln, ob er nicht auch am Ende »einer von jenen« ist. Der Verdacht liegt näher, wenn einer, wie's zum Beispiel in der ‚Fackel' geschah und immer geschehen wird, die strafrechtliche Behandlung des Problems als eine der größten Kulturscheußlichkeiten zu bezeichnen wagt. Herr Friedrich Schütz aber hat sich mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, zu den normalen

SALOME

Usancen des Geschlechtsverkehrs bekannt, und es darf ihn nicht überraschen, wenn ihm Gratulationen aus allen Ländern, wo die ‚Neue Freie Presse' gelesen wird, ins Haus fliegen. Der Glückliche! Er muß nicht seine geistigen Säfte in unerwünschter Bewahrung der physischen verzehren, muß nicht, wenn seine Willensstärke doch einmal seinem Trieb erlag, in der schwebenden Pein eines mörderischen Gesetzes hangen oder dem Morgen, da der Erpesser die Rechnung präsentiert, in schlafloser Qual entgegenharren. Aber die Bestrafung jenes perversen Geschlechtsverkehrs, zu dem freies Einverständnis mündige Leute vereinigt, für legislativen Wahnwitz zu erklären, mag heute noch kühn sein: kühner ist es heute bereits, für die strafrechtliche Belästigung des Privatlebens einzutreten oder an physiologische Irrungen sittliches Pathos zu wenden. Der Gehirnnebel, der dichter denn je über Europa lagert, verhüllt ja gewiß die Hoffnungen jener Kulturmenschen, die von da und dort geplanten Strafgesetzreformen eine Verbesserung der Sexualjustiz erwarten, und es ist ausgemacht, daß auch die Staatsanwälte des zwanzigsten Jahrhunderts über die Geschlechtsregungen der Steuerzahler wachen werden. Aber sicher ist auch, daß kein Kriminalist mehr, und wäre er noch so erbarmungslos, noch so phantasieverlassen und lebensfremd, daß kein Minister im eigenen Namen das Siegel auf die alte Niedertracht zu drücken wagen und daß man es den stumpfsinnigen Parlamentsmehrheiten überlassen wird, ein quieta movere auf dem Gebiete der Moralheuchelei zu versagen. Ist England eine Kulturnation, weil es Geister wie Oskar Wilde hervorbringen konnte? Weil es einen Geist wie Oskar Wilde um einer sexuellen Neigung willen in der Tretmühle zerstört hat, ist es, solange das Niveau des lieben Demos den Maßstab gibt, ein Barbarenland, dem man höchstens die technischen Errungenschaften einer Waterkloset-Kultur zubilligen mag.

Aber als die Exekutive des Pöbelwillens gewaltet, als Philisterrache das Opfer eines Genies gefordert hatte, vernahm man es da, daß ein britischer Literat Beifall klatschte? Herr Friedrich Schütz in Wien hatte einen guten Tag. Und heute, da Wildes Leichnam längst verwest ist, dankt er seinem Schöpfer und versichert seinen Lesern, daß er nicht ist wie jener. Der Lebensanfang Wildes habe »diesen Abschluß nicht erwarten lassen«. Denn — »seine Familie gehörte zu den wohlhabendsten des Landes«. Nach diesem vorläufig noch mehr den Hausbesitzer im Kottage als den Literaturphilister kennzeichnenden Geständnis beginnt Herr Schütz sich über die Entartung des Patriziersohnes aufzuregen. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen; »aber Eltern denken und Kinder lenken ihre Geschicke«. Einige Jahre später fängt Wilde »seine tollen Streiche« an, die Herr Schütz im Ton des entsetzten Hebräers schildert, dem so viel »Überspanntheit« und »Ausgefallenheit« noch nicht untergekommen ist. Dann zitiert er in schlechter Übersetzung ein paar brillante Paradoxen des Dichters, nennt sie »Offenbarungen der albernsten Banalität«, zitiert eine Strophe der tiefergreifenden »Ballade vom Zuchthaus zu Reading«, nennt sie »läppisch«, beschimpft die körperliche Erscheinung Wildes, spricht von der »Unsitte des Altertums«, für die sich der Dichter begeistert, und von der »gassenbübischen Logik«, in der er »wie weiland Graf Platen mit dem Nachweis spielte, daß Shakespeares Sonette an einen Knaben gerichtet seien«. Herr Schütz kann das nämlich noch immer nicht glauben, lebt sichtlich der braven Überzeugung,

daß die Sonette der Königin Elisabeth gewidmet sind, und wäre über die Enthüllung, daß in verschiedenen Epochen auch von ihm bewunderte Künstler perverser Neigung fähig und Sappho der sapphischen Liebe ergeben war, gewiß konsterniert. Da sich Wilde »nicht mit der Theorie begnügte«, hat Herr Schütz eine polizeiliche Leumundsnote angelegt: »Gerüchte von Affären, die er in Süditalien hatte, drangen nach London, an der Riviera wies ihm ein Hotelier die Tür, in Paris hatte er Anstände«. Aha! Wenn Herr Schütz einen Freund Wildes nennt, beeilt er sich hinzuzufügen: »Das Wort Freund im garstigsten Sinne genommen«. Aber die Londoner Richter, versichert er, haben durchaus nicht der Sexualheuchelei ihres Volkes ein Opfer bringen wollen; nein, »im Zorn darüber, daß die Bohèmepose dieser zur schwindelhaften Täuschung neigenden Natur England betrogen hatte, das einen originell tuenden Cabotin für einen Künstler nahm, fällten sie das schärfste Urteil« . . . »Ein Sturm der Entrüstung schnitt dem Angeklagten die Verteidigungsrede ab« . . . »Aber auch nachdem er das Gefängnis verlassen hatte, will ihn die Verachtung seiner Landsleute nicht auf englischem Boden dulden«. Und all dies nicht einmal, wie man bisher gewähnt, zur Strafe für Verirrungen des Nervensystems, sondern gar nur für Verirrungen der Feder! Es ist gut, daß Herr Schütz die »Sophie Dorothea« geschrieben hat und daß wir nicht in England leben . . . Wilde mußte vor der Empörung der Leser nach Paris flüchten. Herrn Schütz sind auch die Laster, denen er dort fröhnte, bekannt: Er trinkt Kognak und wird katholisch. »Einmal will er sich besonders gütlich tun und läßt Austern kommen, sie sind verfault und geben ihm den Tod.« Ist das nicht bezeichnend? Der Dekadent greift auch nach verfaulten Nahrungsmitteln. Ein Dichter, der Stücke nach dem Geschmack des Herrn Schütz schreibt, wird nie der Gefahr einer Austernvergiftung ausgesetzt sein . . . Mit dieser Elegie auf den Tod eines Jünglings, die mit einem unterdrückten »Krepier!« beginnt und mit einem und in einem verhaltenen »Nebbich!« gipfelt, ist aber Herr Schütz nicht zu Ende. Noch einmal muß er, ehe er zu einer analphabetischen Auffassung der »Salome« übergeht, seiner Freude Ausdruck geben, daß Wildes »mittelmäßige Begabung in Schmutz und Schande erstickte«, und seinem tiefen Bedauern, daß er »eine ähnliche Ruhestätte wie Mozart fand« . . .

Gegen ein Meisterstück, das an kondensierter Stimmung und rhythmischem Einklang von Handlung und Sprache kaum seinesgleichen in der Weltliteratur hat, führt Herr Schütz zuvörderst die »historische Wahrheit« ins Treffen, die ihm irgendein am Tag vor der Première beschaffter Schmöker geoffenbart hat. »Im Todesjahr des Johannes war Salome, Tochter der Herodias, die Witwe des Tetrarchen Philipp, Mutter dreier Kinder, also kaum zu berückenden Tänzen geeignet.« »Aufgelegt«, hätte Herr Schütz sagen sollen, um seine eigene Darstellung der historischen Wiener Wirklichkeit und dem Verständnis des Volkstheaterpublikums näherzubringen. Folgt eine Ehrenrettung des Herrn von Herodes, die an lustiger Dummheit alle Leistungen dieses mit skurrilster Zettelkastenbildung prunkenden Kritikers übertrifft. Die Charakteristik in »Salome« stelle »in der bekannten Strich- und Klecksmanier schlechter Illustratoren die Menschen wie Fratzen dar«; denn der »große Herodes«, der »bei Tiberius so viel galt, daß er in allen asiatischen Fragen Roms mit entschied, der aufgeklärte Herrscher, der die Segnungen der europäischen Kultur seinem Volke erschließen wollte, wird zu einem schwachsinnigen Kartenkönig, der auf der Höhe des Stückes in die senile Geilheit eines der Alten verfällt, welche die schöne Susanne im Bade belauschen«. In einer Vornotiz über »Salome« hatte sich der Dichter der »Sophie Dorothea« begnügt, von »niedriger Romantik« zu sprechen. Jetzt aber konnten wir lesen, daß die Sprache Wildes »das ein-

fältigste Bild zu Tode hetzt« und daß der Tanz der Salome eine »Ballettepisode« und »Orpheumskunst« sei, die Herr Schütz lieber »ohne den Ballast eines die Poesie schändenden Stückes« sehen möchte.

Man fragt, wie es denn, wenn schon die Herausgeber eines Weltblatts solcher Konkurrenz von Überhebung und Beschränktheit nicht gewahrt hatten, möglich war, daß die einsichtigeren Zeitungssetzer nicht den Dienst versagten. Ein kritischer Muskelprotz mag sich von einem verfeinerten Künstlertum der Nerven verächtlich abwenden; aber keiner hat noch zu behaupten gewagt, daß dem Mistbeet, dem er die Gedankenwelt des Dichters vergleichen mag, eine herrlichere Blume entwachsen konnte als »Salome«. Daß der Wildschütz im Wiener Blätterwald es gewagt hat, dafür bietet der Philistersinn allein keine hinreichende Erklärung. Wenn in Wien an demselben Tage ein Kunstwerk — neben der respektvollen Würdigung durch die Uhl, Schönaich und Hevesi — von Dummköpfen abgetan und Herrn v. Saars dramatische Dilettantenarbeit für die Literaturgeschichte gerettet wird, wenn die ‚Neue Freie Presse' Sudermanns Theaterschmarren preist und Wildes Dichtung bespeit, dann, ja dann muß — der Antisemitismus seine Hand im Spiele haben. Wie das? L'art pour l'art, Ästhetentum, englische Dekadence und — Antisemitismus? Ein Blick in das Gemütsleben des Herrn Schütz macht alles erklärlich. Dieser Fortschrittsmann, der die moderne Kunst aus dem Gesichtswinkel der Prager Kleinseite betrachtet, propagiert seit Jahr und Tag eine Idee. Sie ist zwar nicht tief, aber fix: Jedes Dichterwerk, das seiner Besprechung ausgeliefert ist, muß irgendwo und irgendwie über die Stellung seines Autors zur Judenfrage Aufschluß geben können. Ich glaube, er hat einmal in Grillparzers »Medea« »Fäden« entdeckt, die zur Wiener Gemeinderatsmajorität »hinüberführen«, oder in »Weh dem der lügt« eine Parteinahme für Dreyfus, und er läßt — von einer Beziehung zu den Sprachenverordnungen natürlich abgesehen — keine andere Tendenz in einem Kunstwerk gelten als die zur »Abwehr des Antisemitismus«. Seit Herr Noske nicht mehr gewählt wurde, hat für ihn die Literatur jeden Selbständigkeitswert verloren, und aufgeregter denn je horcht er auf das Bekenntnis, das sich oder das er einer Dichterbrust entringt. Die technischen Qualitäten mißt er an »Sophie Dorothea«, die ethischen an seiner fixen Idee. Ein anderes Problem gilt ihm in der modernen Literatur nicht, und ein Autor kann eine noch so neue, noch so eigenartige »Frage« aufwerfen: wenn's nicht die eine ist, auf die sich wieder mit einer Frage antworten läßt, findet er bei Herrn Schütz keine Gegenliebe . . . Der Uneingeweihte hat sechs Spalten des Feuilletons über »Salome« gelesen und ist noch immer nicht hinter den Grund so albernen Wütens gekommen. Da springt ihm plötzlich das Wort »Antisemit« in die Augen. »Der Anlage und Empfindung nach Antisemit, hatte Wilde mit einem jüdischen Stoffe relatives Glück.« »Hat ihn schon!« lautet ein Refrain in Offenbachs »Pariser Leben«. Wilde ist also Antisemit; aber mit einem »jüdischen Stoff« Glück haben, das möchte ihm schmecken! Dies der Gedankengang des Herrn Schütz; die Prager Kleinseite beginnt sich zu regen. So hadert ein Kritiker mit einem Dichter. Oder nein: so kritisiert ein Hadernhändler... Und da, in der neunten Spalte, löst sich das Rätsel vollends. Daß Wilde den großen Herodes verkleinert, aus der edlen Herodias eine böse Sieben, aus der keuschen Salome eine »Lustmörderin« gemacht, wären der Fehler schlimmste nicht. Aber was ward unter den Händen dieses verruchten Briten-Goi aus dem jüdischen Volke? »Das Volk, dessen Widerstandskraft gegen die Übermacht, die es zu zermalmen drohte, nach dem Urteil des Gregorovius ‚zu den erhabensten Zügen seiner Geschichte zählt', wird in einem Quintett wackelnder

schmackhafter halte als Knödel, und bin somit konzilianter als die, die immer Knödel essen wollen, weil sie sie für »solider« halten als Pfauenzungen. Nicht aus Hochmut, aus der bescheidenen Erkenntnis tiefer Verkommenheit erkläre ich, daß mir die traurige Liebesgeschichte des Blochhacker-Hias, die Herr Werkmann-Medelsky mit Talent erzählt, nichts mehr zu sagen hat, und daß ich den Priester, den der Zölibat drückt, nicht bedaure, wenn er noch die Kraft hat, einen so schönen Satz zu prägen wie den im 7. Auftritt des III. Aktes: »Immer mehr durchfurcht vom Gram, zernagt vom Leiden des Entsagens, ist meine Brust heute ein jämmerliches Heim meines eigenen Elends!« Ich glaube — dies ist bloß eine Privatmeinung —, die Stunde der Blochhacker-Hiase hat in der Poesie geschlagen; als Träger dramatischer Gefühle verpöne ich sie und räume ihren unkomplizierten Seelen im modernen Bühnenleben nur einen Platz ein, wenn es einem Dichter gelang, ihre sozialen Nöte zu erfassen. Von den Beschwerden des Priesterstandes aber hat Herr Werkmann kaummehr als Leitartikelpathos abzuschöpfen vermocht, das vielleicht den Vergleich mit dem Autor des »Pfarrers von Kirchfeld«, nie und nimmer aber den mit dem Dichter Anzengruber gestattet. Herr Schütz freilich gerät aus Rand und Band, wenn er nur das Wort Zölibat hört, beginnt sofort die Leser mit den Wissensbrocken liberaler Geschichtsforschung zu bewerfen und erhebt den »schlichten Mann aus der Tischlerwerkstatt« zum Bühnenkaiser. Findet Meister Werkmann die Bretter, die Herr Schütz vor dem Kopfe hat, und den Zettelkasten, aus dem er schöpft, nicht reparaturbedürftig? . . .

Hab' ich doch meine Freude dran, daß »Salome« die Schwarzalben aus beiden Lagern, freisinnige und klerikale Kunstfeinde gepaart hat! Das Schauspiel, die Kritiker der ‚Neuen Freien Presse' und des ‚Vaterland' Arm in Arm zu sehen, kehrt nicht häufig wieder. Welche suggestive Kraft muß einem Kunstwerk innewohnen, das es vermag, den Philistersinn, befreit von den Parteischlacken, die sonst der Ursprung argen Zwistes sind, sich in Reinheit und Einheit offenbaren zu lassen! Mag Herr Schütz Wildes Vision an der Geschichte, sein frommer Kollege vom ‚Vaterland' sie an der heiligen Schrift kontrolieren, jener über die Zumutung, daß eine Mutter dreier Kinder tanze, entsetzt, dieser befriedigt sein, weil Johannes »die ekelhaften Liebesausbrüche des tollen Weibes zurückweist« (»glücklicherweise« sagt er ausdrücklich): sie haben doch dieselbe Beziehung zur Kunst. Die häßlichere Spielart bleibt der liberale Schächer; und die häufigere. Er hat gegen die Teufelsinsel eine Welt in Waffen gerufen und begeistert sich für die Tretmühle. Er fragt nicht nach dem Wert der leidenden Persönlichkeit, er fragt nur nach ihrer Konfession. Er ist da und dort. Auf der»Salome«-Szene reckt er triumphierend die Arme, wenn ein Prophet getötet werden soll. Vor Reading hat er dem gefesselten Wilde ins Gesicht gespuckt. Von seinem Kritikerstuhl bespeit er den toten . . . Ich glaube, er hat dem Vorgang auf Golgatha als Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse' beigewohnt.

V—1

SALOME

Dezember 1903

»Wenn die Kritiker sich streiten, so beweist das, daß der Künstler im Einklang mit sich ist«, hat Oskar Wilde in der Vorrede zum »Bildnis Dorian Grays« gesagt. In der Region seiner königlichen Geisteskultur wird das Gezänke armseliger Taglöhner des Gedankens nur hörbar wie das von einer feinen Regie gedämpfte Gemauschel der Pharisäer in »Salome«. Aber mir ist's nicht vergönnt, Kunstwerke als Betrachter zu genießen; eine unselige Hellhörigkeit zwingt mich, den Stimmen zu lauschen, die aus der Tiefe dringen, und ich kann nicht beten, wenn ich nicht zuvor dem Heiligtumsschändern geflucht habe. Wie das Gemauschel der Pharisäer in »Salome« ... »Da sieht man, daß er nicht ist der Elias!« ruft einer, drängt sich gestikulierend in die vorderste Reihe und heißt Friedrich Schütz.

~~»F. Sch.« signiert er in der ‚Neuen Freien Presse' seit langen Jahren. Leser, denen oft Entrüstung über diese beispiellose Konkurrenz von Überhebung und Beschränktheit das Zeitungsblatt aus den Händen sinken ließ, mögen die Initialen anders ergänzt haben. Ich versichere, daß der Mann Friedrich Schütz heißt,~~ der am 15. Dezember 1903 das Beispiel ~~jenes Frechen Schafskopfs,~~ nachgeahmt hat, welcher Oskar Wilde auf dem Weg ins Zuchthaus von Reading ins Gesicht spuckte. Aber Oskar Wilde war damals in Ketten; also lebte er. Dann ward er in der Tretmühle gemordet und in jenen Zustand endgiltiger Wehrlosigkeit versetzt, der heute ~~Herrn Friedrich Schütz eine~~ Annäherung ermöglicht. ~~Der freche Schafskopf~~ von Reading ~~hätte nie einem Leichnam ins Antlitz gespuckt. Er~~ war der Exponent puritanischer Pöbelwut, die sich vielleicht über der furchtbaren Erkenntnis eines Martyriums längst beruhigt hat. Herr Friedrich Schütz aber ist ein Literat. Vor hunderttausend Lesern bekennt er sich des Mutes schuldig, ein allen Künstlermenschen Europas heiliges Grab ~~mit seinen Gehirnfäkalien zu bewerfen.~~ Für solches Handeln böte wohl der angeborene Trieb der kulturfeindlichsten Zeitung, lebendige Vollpersönlichkeiten totzuschweigen und tote zu bespeien, eine zureichende Erklärung. Aber der Eifer, mit dem diesmal exhumiert wurde, ist so auffallend, die ~~infernalische~~ Lust, mit der Herr Schütz das tote Dichterhaupt insultierte, so ungleich perverser als der saugende Kuß der Salome, daß auch durch die Reihen der abgesagten Feinde modernen Kunstschaffens Abscheu und Entsetzen ging. ~~Ob solcher Schändlichkeit mag selbst ein besinnungsloser Literaturherodes wie Herr Nordau winken: »Man erschlage diesen Kritiker!« ...~~

Herr Friedrich Schütz ist ~~kein Päderast~~. Das wird der einzige Ruhmestitel sein, der von ihm auf die Nachwelt kommt. Das wissen wir endlich, seitdem wir sein Feuilleton über Oskar Wilde gelesen haben. Oskar Wilde war nämlich ein Päderast, und Friedrich Schütz ist keiner. Wohl ihm! ~~Drei Jahre~~ Tretmühle bleiben ihm dafür erspart, und in dieser beruhigenden Gewißheit darf er Feuilletons schreiben, die er in Anerkennung seiner normalen Anlage gewiß für bedeutender hält als die Schriften Oskar Wildes. Solange ein Schriftsteller gegen den Homosexualismus nicht ausdrücklich Stellung genommen hat, kann man eben immer noch zweifeln, ob er nicht auch am Ende »einer von jenen« ist. Der Verdacht liegt näher, wenn einer, wie's zum Beispiel in der ‚Fackel' geschah und immer geschehen wird, die strafrechtliche Behandlung des Problems als eine der größten Kulturscheußlichkeiten zu bezeichnen wagt. Herr Friedrich Schütz aber hat sich mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, zu den normalen

Usancen des Geschlechtsverkehrs bekannt, und es darf ihn nicht überraschen, wenn ihm Gratulationen aus allen Ländern, wo die ‚Neue Freie Presse' gelesen wird, ins Haus fliegen. Der Glückliche! Er muß nicht seine geistigen Säfte in unerwünschter Bewahrung der physischen verzehren, muß nicht, wenn seine Willensstärke doch einmal seinem Trieb erlag, in der schwebenden Pein eines mörderischen Gesetzes hangen oder dem Morgen, da der Erpesser die Rechnung präsentiert, in schlafloser Qual entgegenharren. ~~Aber die Kühnheit, die heute noch immer dazu gehört,~~ die Bestrafung jenes perversen Geschlechtsverkehrs, zu dem freies Einverständnis mündige Leute vereinigt, für legislativen Wahnwitz zu erklären, ~~ist nicht mehr größer als der Mut, der heute bereits erforderlich ist,~~ um für die strafrechtliche Belästigung des Privatlebens einzutreten oder an physiologische Irrungen sittliches Pathos zu wenden. Der Gehirnnebel, der dichter denn je über Europa lagert, verhüllt ja gewiß die Hoffnungen jener Kulturmenschen, die von da und dort geplanten Strafgesetzreformen eine Verbesserung der Sexualjustiz erwarten, und es ist ausgemacht, daß auch die Staatsanwälte des zwanzigsten Jahrhunderts über dem Geschlechtsregungen der Steuerzahler wachen werden. Aber sicher ist auch, daß kein Kriminalist mehr, und wäre er noch so erbarmungslos, noch so phantasieverlassen und lebensfremd, daß kein Minister im eigenen Namen das Siegel auf die alte Niedertracht zu drücken wagen und daß man es den stumpfsinnigen Parlamentsmehrheiten überlassen wird, ein quieta movere auf dem Gebiete der Moralheuchelei zu versagen. Ist England eine Kulturnation, weil es Geister wie Oskar Wilde hervorbringen konnte? Weil es einen Geist wie Oskar Wilde um einer sexuellen Neigung willen in der Tretmühle zerstört hat, ist es, solange das Niveau des lieben Demos den Maßstab gibt, ein Barbarenland, dem man höchstens die technischen Errungenschaften einer Watterkloset-Kultur zubilligen mag.

Aber als die Exekutive des Pöbelwillens gewaltet, als Philisterrache das Opfer eines Genies gefordert hatte, vernahm man es da, daß ein britischer Literat Beifall klatschte? Herr Friedrich Schütz in Wien hatte einen guten Tag. Und heute, da Wildes Leichnam längst verwest ist, dankt er seinem Schöpfer und versichert seinen Lesern, daß er nicht ist wie jener. Der Lebensanfang Wildes habe »diesen Abschluß nicht erwarten lassen«. Denn — »seine Familie gehörte zu den wohlhabendsten des Landes«. Nach diesem vorläufig noch mehr den Hausbesitzer im Kottage als den Literaturphilister kennzeichnenden Geständnis beginnt Herr Schütz sich über die Entartung des Patriziersohnes aufzuregen. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen; »aber Eltern denken und Kinder lenken ihre Geschicke«. Einige Jahre später fängt Wilde »seine tollen Streiche« an, die Herr Schütz im Ton des entsetzten Hebräers schildert, dem so viel »Überspanntheit« und »Ausgefallenheit« noch nicht untergekommen ist. Dann zitiert er in schlechter Übersetzung ein paar brillante Paradoxen des Dichters, nennt sie »Offenbarungen der albernsten Banalität«, zitiert eine Strophe der tiefergreifenden »Ballade vom Zuchthaus zu Reading«, nennt sie »läppisch«, beschimpft die körperliche Erscheinung Wildes, spricht von der »Unsitte des Altertums«, für die sich der Dichter begeistert, und von der »gassenbübischen Logik«, in der er »wie weiland Graf Platen mit dem Nachweis spielte, daß Shakespeares Sonette an einen Knaben gerichtet seien«. Herr Schütz kann das nämlich noch immer nicht glauben, lebt sichtlich der braven Überzeugung,

daß die Sonette der Königin Elisabeth gewidmet sind, und wäre über die Enthüllung, daß in verschiedenen Epochen auch von ihm bewunderte Künstler perverser Neigung fähig und Sappho der sapphischen Liebe ergeben war, gewiß konsterniert. Da sich Wilde »nicht mit der Theorie begnügte«, hat Herr Schütz eine polizeiliche Leumundsnote angelegt: »Gerüchte von Affären, die er in Süditalien hatte, drangen nach London, an der Riviera wies ihm ein Hotelier die Tür, in Paris hatte er Anstände«. Aha! Wenn Herr Schütz einen Freund Wildes nennt, beeilt er sich hinzuzufügen: »Das Wort Freund im garstigsten Sinne genommen«. Aber die Londoner Richter, versichert er, haben durchaus nicht der Sexualheuchelei ihres Volkes ein Opfer bringen wollen; nein, »im Zorn darüber, daß die Bohèmepose dieser zur schwindelhaften Täuschung neigenden Natur England betrogen hatte, das einen originell tuenden Cabotin für einen Künstler nahm, fällten sie das schärfste Urteil« ... »Ein Sturm der Entrüstung schnitt dem Angeklagten die Verteidigungsrede ab« ... »Aber auch nachdem er das Gefängnis verlassen hatte, will ihn die Verachtung seiner Landsleute nicht auf englischem Boden dulden«. Und all dies nicht einmal, wie man bisher gewähnt, zur Strafe für Verirrungen des Nervensystems, sondern gar nur für Verirrungen der Feder! Es ist gut, daß Herr Schütz die »Sophie Dorothea« geschrieben hat und daß wir nicht in England leben/ Wilde mußte vor der Empörung der Leser nach Paris flüchten. Herrn Schütz sind auch die Laster, denen er dort fröhnte, bekannt: Er trinkt Kognak und wird katholisch. »Einmal will er sich besonders gütlich tun und läßt Austern kommen, sie sind verfault und geben ihm den Tod.« Ist das nicht bezeichnend? Der Dekadent greift auch nach verfaulten Nahrungsmitteln. Ein Dichter, der Stücke nach dem Geschmack des Herrn Schütz schreibt, wird nie der Gefahr einer Austernvergiftung ausgesetzt sein ... Mit dieser Elegie auf den Tod eines Jünglings, die ~~in~~ einem ~~verhaltenen~~ »Krepier!« gipfelt, ist aber Herr Schütz nicht zu Ende. Noch einmal muß er, ehe er zu einer ~~fast~~ analphabetischen Auffassung der »Salome« übergeht, seiner Freude Ausdruck geben, daß Wildes »mittelmäßige Begabung in Schmutz und Schande erstickte«, und seinem Bedauern, daß er »eine ähnliche Ruhestätte wie Mozart fand« ...

Gegen ein Meisterstück, das an kondensierter Stimmung und rhythmischem Einklang von Handlung und Sprache kaum seinesgleichen in der Weltliteratur hat, führt Herr Schütz zuvörderst die »historische Wahrheit« ins Treffen, die ihm irgendein am Tag vor der Première beschaffter Schmöker geoffenbart hat. »Im Todesjahr des Johannes war Salome, Tochter der Herodias, die Witwe des Tetrarchen Philipp, Mutter dreier Kinder, also kaum zu berückenden Tänzen geeignet.« »Aufgelegt«, hätte Herr Schütz sagen sollen, um seine eigene Darstellung der historischen Wiener Wirklichkeit und dem Verständnis des Volkstheaterpublikums näherzubringen. Folgt eine Ehrenrettung des Herrn von Herodes, die an lustiger Dummheit alle Leistungen dieses mit skurrilster Zettelkastenbildung prunkenden Kritikers übertrifft. Die Charakteristik in »Salome« stelle »in der bekannten Strich- und Klecksmanier schlechter Illustratoren die Menschen wie Fratzen dar«; denn der »große Herodes«, der »bei Tiberius so viel galt, daß er in allen asiatischen Fragen Roms mit entschied, der aufgeklärte Herrscher, der die Segnungen der europäischen Kultur seinem Volke erschließen wollte, wird zu einem schwachsinnigen Kartenkönig, der auf der Höhe des Stückes in die senile Geilheit eines der Alten verfällt, welche die schöne Susanne im Bade belauschen«. In einer Vornotiz über »Salome« hatte sich der Dichter der »Sophie Dorothea« begnügt, von »niedriger Romantik« zu sprechen. Jetzt konnten wir lesen, daß die Sprache Wildes »das einfältigste

Bild zu Tode hetzt« und daß der Tanz der Salome eine »Ballettepisode« und »Orpheumskunst« sei, die Herr Schütz lieber »ohne den Ballast eines die Poesie schändenden Stückes« sehen möchte.

Man fragt, wie es denn, wenn schon die Herausgeber eines Weltblatts solcher ~~Blamage nicht den Einlaß gesperrt~~ hatten, möglich war, daß die einsichtigeren Zeitungssetzer nicht den Dienst versagten. Ein kritischer Muskelprotz mag sich von einem verfeinerten Künstlertum der Nerven verächtlich abwenden; aber keiner hat noch zu behaupten gewagt, daß ~~auf~~ dem Mistbeet, dem er die Gedankenwelt der ~~englischen Ästheten~~ vergleicht, eine herrlichere Blume wachsen konnte als »Salome«. Daß der Wildschütz im Wiener Blätterwald es gewagt hat, dafür bietet ~~sein bösartiger~~ Philistersinn allein keine hinreichende Erklärung. Wenn in Wien an demselben Tage ein Kunstwerk — neben der respektvollen Würdigung durch die Uhl, Schönaich und Hevesi — von Dummköpfen abgetan und Saars Dilettantenarbeit für die Literaturgeschichte gerettet wird, wenn die ‚Neue Freie Presse' Sudermanns Theaterschmarren preist und Wildes Dichtung bespeit, dann, ja dann muß — der Antisemitismus seine Hand im Spiele haben. Wie das? L'art pour l'art, Ästhetentum, englische Dekadence und — Antisemitismus? Ein Blick in das Gemütsleben des Herrn Schütz macht alles erklärlich. Dieser Fortschrittsmann, der die moderne Kunst aus dem Gesichtswinkel der Prager Kleinseite betrachtet, propagiert seit Jahr und Tag eine Idee. Sie ist zwar nicht tief, aber fix: Jedes Dichterwerk, das seiner Besprechung ausgeliefert ist, muß irgendwo und irgendwie über die Stellung seines Autors zur Judenfrage Aufschluß geben können. Ich glaube, er hat einmal in Grillparzers »Medea« »Fäden« entdeckt, die zur Wiener Gemeinderatsmajorität »hinüberführen«, oder in »Weh dem der lügt« eine Parteinahme für Dreyfus, und er läßt — von einer Beziehung zu den Sprachenverordnungen natürlich abgesehen — keine andere Tendenz in einem Kunstwerk gelten als die zur »Abwehr des Antisemitismus«. Seit Herr Noske nicht mehr gewählt wurde, hat für ihn die Literatur jeden Selbständigkeitswert verloren, und aufgeregter denn je ~~horcht~~ er ~~dem~~ Bekenntnis, das sich oder das er einer Dichterbrust entringt. Die technischen Qualitäten mißt er an »Sophie Dorothea«, die ethischen an seiner fixen Idee. Ein anderes Problem gilt ihm in der modernen Literatur nicht, und ein Autor kann eine noch so neue, noch so eigenartige »Frage« aufwerfen: wenn's nicht die eine ist, auf die sich wieder mit einer Frage antworten läßt, findet er bei Herrn Schütz keine Gegenliebe ... Der Uneingeweihte hat sechs Spalten ~~seines~~ Feuilletons über »Salome« gelesen und ist noch immer nicht hinter den Grund so albernen Wütens gekommen. Da springt ihm plötzlich das Wort »Antisemit« in die Augen. »Der Anlage und Empfindung nach Antisemit, hatte Wilde mit einem jüdischen Stoffe relatives Glück.« »Hat ihn schon!« lautet ein Refrain in Offenbachs »Pariser Leben«. Wilde ist also Antisemit; aber mit einem »jüdischen Stoff« Glück haben, das möchte ihm ~~schmecken~~! Dies der Gedankengang des Herrn Schütz; die Prager Kleinseite beginnt sich zu regen. So hadert ein Kritiker mit einem Dichter. Oder nein: so kritisiert ein Hadernhändler ... Und da, in der neunten Spalte, löst sich das Rätsel vollends. Daß Wilde den großen Herodes verkleinert, aus der edlen Herodias eine böse Sieben, aus der keuschen Salome eine »Lustmörderin« gemacht, wären der Fehler schlimmste nicht. Aber was ward unter den Händen dieses verruchten Briten-Goi aus dem jüdischen Volke? »Das Volk, dessen Widerstandskraft gegen die Übermacht, die es zu zermalmen drohte, nach dem Urteil des Gregorovius ‚zu den erhabensten Zügen seiner Geschichte zählt', wird in einem Quintett wackelnder

Juden mit häßlichen Gebärden dargestellt, die der tiefste Knechtsinn erfüllt.« Die Regie des Volkstheaters aber tut ein Übriges und »läßt diese Hebräer mauscheln«. Und das muß Herrn Schütz passieren, der jedem Kunstwerk bloß die eine Lehre entnehmen will: »Es gibt keine jüdischen Unarten!«

Inde irae et lacrumae! Nicht der Zopf dieses Kritikers, sein Weichselzopf erklärt es, daß er an Wilde so schnöde sich vergriff. Wenn aber der arme Teufel schon in der ersten Spalte gestanden hätte, was ihm das Herz drückt, die kritische Mühe wäre ihm erspart, mindestens Mitleid statt Empörung ihr Lohn geblieben. Vielleicht betrachtet er es sogar als eine persönliche Beleidigung, die ihm der Direktor Weisse als Revanche für jahrelange Verfolgung antut, wenn auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters gemauschelt wird. Mit Unrecht. Wohl hätte der Jargon der Pharisäergruppe — schon mit Rücksicht auf das Premièrenpublikum, dessen sich eine der Gesamtwirkung abträgliche Familienstimmung bemächtigte — gemildert werden müssen. Daß er von Wilde überhaupt nicht intendiert und ein Regiefehler war, konnten nur die Ganzgescheiten entdecken. Wie sollte denn der Haß anders gemalt werden, der bei Salomes Wunsch nach dem Haupt des Täufers, Golgatha antizipierend, die Arme reckt? In solchen Naturlauten hat von Moses bis Mosse Pharisäerrache den »Abtrünnigen« verfolgt, und die Flüche des Herrn Schütz klingen deutschem Empfinden nicht reiner als die Debatten der Schriftgelehrten am Hofe des Herodes.

Ihrer Bedeutung im szenischen Bild wird freilich durch bloße Dialektfärbung nicht entsprochen. So wenig wie dem szenischen Bild durch die Betonung des rein Theatralischen genügt wird. Ward die Besprechung der »Salome« zum Prüfstein kritischer Einsicht, so ist ihre Inszenierung zum Maßstab deutscher Theaterkunst geworden: Zum Heil oder Schaden der Dichtung haben sich — in Hamburg, Berlin und Wien — drei Richtungen an ihr betätigt. Äußerster Realismus in Berlin und äußerste Theatralik in Wien schienen mir die gleich wirksame Parodie auf Wildes Absichten zu bieten. Dort war's ein kaum von Berlinismen gesäubertes »Familienidyll« im Hause Herodes. Ohne Grauen vor dem Kommenden offerierte der Tetrarch einer gesunden Salome seine Edelsteine, etwa so, wie ein Juwelier mit einer ~~Soubrette~~ feilscht. Der Ausruf: »Aussätzige mag er heilen; aber Tote soll er nicht lebendig machen!«, den eine furchtbare Ahnung aus zugeschnürter Kehle preßt und in dem die ganze Stimmung der »Salome« kulminiert, erweckte als ~~ein~~ schnoddriger Bibelwitz Heiterkeit. Dieser Herodes hielt seinen Jochanaan in der Zisterne wie ein seltenes Tier im Käfig, das bei festlichem Anlaß gezeigt wird. Eine tiefere Beziehung als die der Neugierde verband ihn nicht mit dem Propheten, geschweige denn mit dem Größeren, der sich durch ihn und hinter ihm ankündigt. Herr Reicher hat den Herodes gespielt zu völligem Nichtverstehen einer Rolle ~~kannt~~ ein ~~vortrefflicher~~ Schauspieler durch die realistische Stilschrulle gebracht werden, die der Talentlosigkeit das Bühnendasein erleichtert; Defekte verwandelt sie in Charakteristik, Qualitäten in Farblosigkeit. Frau Eysoldt habe ich ~~leider~~ als Salome nicht gesehen, was vermag die virtuoseste Einzelleistung in einem Stücke, dessen Wirkung ausschließlich in der Ensemblestimmung wurzelt? Diese mußte in Berlin der falschen Natürlichkeit eines psychologischen Zwiegesprächs, in Wien der falschen Theatralik einer lärmenden Handlung weichen. Das Unirdische, nur in den Formen stilvollster Unnatur Mögliche — dort »vermenschlicht« und vernatürlicht, hier zu den Effekten einer abgestandenen Pathetik mißbraucht. Beide Richtungen entspringen derselben geistigen Dürftigkeit deutscher Theaterregie und führen zum Verderben einer Dichtung,

1

bei der Regie alles ist. Wer sie in der Gestalt, die ihr der Dichter ersehen hat, sehen wollte, müßte weit nach dem deutschen Norden fahren, wo ein Regisseur wirkt, dessen befeuernder Theaterblick eine Gesamtheit von Künstlern, von denen die meisten einem Burgtheatervergleich gewiß nicht Stand halten könnten, zu unvergleichlich höheren Wirkungen geführt hat, als man sie hier oder in Berlin gewohnt ist: ~~Frei~~herr v. Berger in Hamburg, dessen Gaben wir, weil er ein Österreicher ist, nicht im Burgtheater ~~genießen~~ dürfen. ~~In der Aufführung des Deutschen Schauspielhauses wäre — mehr kann ich zu ihrem Lobe nicht sagen —, selbst Herr Schütz~~ dem Zauber ~~der »Salome« erlegen.~~ Die somnambule Stimmung einer aus Wollust und Grauen bereiteten Vision; das rhythmisierte Tempo des aus schwüler Ruhe zur Katastrophe eines Zeitalters hastenden Fiebertraums; die aus dumpfen Seelen, aus einer Zisterne und von dem Himmel drohende Wende zweier Welten, der unsichtbare Galiläer und ein stilisierter Mond, der vom blanken Rund zum scharlachfleckigen Ungetüm alle Phasen irdischen Unheils begleitet — die Unregelmäßigkeit der aus den Fugen gebrachten Natur: all dies ist auf der Hamburger Bühne, wo die erste öffentliche Aufführung der »Salome« stattfand, möglich gewesen. In Berlin wies realistische Vernunft den Mond in die Schranken seiner natürlichen Beschaulichkeit und ließ ihn bloß als Statisten mitwirken; in Wien strich man, im Konflikt zwischen theatralischem Wollen und technischem Unvermögen, ihm auch diese Rolle. Hier wie dort blieb die Beziehung des »Pagen der Herodias« zu dem jungen Syrer, dessen Blicke er von Salome ablenken möchte, während diese auf Jochanaan starrt, unverständlich: dort ließ man den Epheben, den in Hamburg ein schlankes Mädchen gab, von einem dicken Helden, hier von einem Charakterkomiker darstellen. Vergleicht man aber die Gesamtwirkungen, so kann man sagen: Haben sie in Berlin »Familienidyll« gespielt, so wurde in Wien — dank Herrn Weisse — »Bluthochzeit« gefeiert. Aber bei uns kamen, wenn schon nicht ein Königshaus, so doch wenigstens die Kulissen eines Königshauses ins Wanken. Momente lang dachte ich an noch Ärgeres als die Epigonentragik Albert Lindners und für den Unterschied zwischen Hamburger und Wiener Regiekunst fand ich die Formel: Berger kriegt das Kunststück fertig, einen Rudolph Lothar so herauszubringen, daß man beinahe glaubt, es sei ein Oskar Wilde. Im Deutschen Volkstheater spielen sie »Salome«, und jeder schwört, daß es ein Stück von Rudolph Lothar ist.

Weil's aber doch diesen guten Namen nicht trägt, wird es den Literaturbütteln zur Beute. Daß »die Protektion elender Mittelmäßigkeit viel mehr Unheil angerichtet hat als Auszeichnung poetischer Extravaganz«, ist eine gute Erkenntnis Schumanns, auf die sich Hugo Wolf als Musikkritiker einmal bezieht. Darum ist selbst die Skrupellosigkeit eines Hermann Bahr, die tausendmal kleinere Potenzen als den Dichter der »Salome« ins Licht gestellt hat, unschädlicher als jene Verbindung von Unverstand und Tücke, die den flach- und querköpfigen Typus Nordau ergibt. Grotesk werden diese Gesellen, wenn sie, die so oft die Richtung ihres Hasses weisen, ein- oder das anderemal auch über ihre Sympathien Klarheit schaffen. Herr Schütz, der es nach »Salome« rühmlich versucht, den Tyrannen zu übertyrannen, hat sich neulich erst vor des Onkel Medelsky tüchtiger Tischlerarbeit »Liebessünden« in Anbetung gewunden. Wer sich vor Ambradüften die Nase zuhält, mag deren Flügel weit öffnen, wenn Leimgeruch aufsteigt. Ich störe ihm das Vergnügen nicht. Aber er sollte doch auch perversere Ansprüche gelten lassen. Ich wehre mich ja nur gegen die sittliche Entrüstung, die sofort ausbricht, wenn's in der Literaturküche einmal statt Geselchten mit Bauernknödeln Pfauenzungen oder auch nur Austern (gesunde!) gibt. Ich wollte nicht immer Pfauenzungen essen, wiewohl ich sie für

schmackhafter halte als Knödel, und bin somit konzilianter als die, die immer Knödel essen wollen, weil sie sie für »solider« halten als Pfauenzungen. Nicht aus Hochmut, aus der bescheidenen Erkenntnis tiefer Verkommenheit erkläre ich, daß mir die traurige Liebesgeschichte des Blochhacker-Hias, die Herr Werkmann-Medelsky mit Talent erzählt, nichts mehr zu sagen hat, und daß ich den Priester, den der Zölibat drückt, nicht bedaure, wenn er noch die Kraft hat, einen so schönen Satz zu prägen wie den im 7. Auftritt des III. Aktes: »Immer mehr durchfurcht vom Gram, zernagt vom Leiden des Entsagens, ist meine Brust heute ein jämmerliches Heim meines eigenen Elends!« Ich glaube — dies ist bloß eine Privatmeinung —, die Stunde der Blochhacker-Hiase hat in der Poesie geschlagen; als Träger dramatischer Gefühle verpöne ich sie ~~auf das entschiedenste~~ und ~~im~~ modernen Bühnenleben räume ~~ich~~ ihren unkomplizierten Seelen nur einen Platz ein, wenn es einem Dichter gelang, ihre sozialen Nöte zu erfassen. Von den Beschwerden des Priesterstandes aber hat Herr Werkmann kaum mehr als Leitartikelpathos abzuschöpfen vermocht, das vielleicht den Vergleich mit dem Autor des »Pfarrers von Kirchfeld«, nie und nimmer aber den mit dem Dichter Anzengruber gestattet. Herr Schütz freilich gerät aus Rand und Band, wenn er nur das Wort Zölibat hört, beginnt sofort die Leser mit den Wissensbrocken liberaler Geschichtsforschung zu bewerfen und erhebt den »schlichten Mann aus der Tischlerwerkstatt« zum Bühnenkaiser. Findet Meister Werkmann die Bretter, die Herr Schütz vor dem Kopfe hat, und den Zettelkasten, aus dem er schöpft, nicht reparaturbedürftig? . . .

Hab' ich doch meine Freude dran, daß »Salome« die Schwarzalben aus beiden Lagern, freisinnige und klerikale Kunstfeinde gepaart hat! Das Schauspiel, die Kritiker der ‚Neuen Freien Presse' und des ‚Vaterland' Arm in Arm zu sehen, kehrt häufig wieder. ~~Aber~~ suggestive Kraft muß einem Kunstwerk innewohnen, das es vermag, den Philistersinn, von den Parteischlacken, die sonst der Ursprung argen Zwistes sind, ~~befreit~~ sich in Reinheit und Einheit offenbaren zu lassen! Mag Herr Schütz Wildes Vision an der Geschichte, sein frommer Kollege vom ‚Vaterland' sie an der heiligen Schrift kontrolieren, jener über die Zumutung, daß eine Mutter dreier Kinder tanze, entsetzt, dieser befriedigt sein, weil Johannes »die ekelhaften Liebesausbrüche des tollen Weibes zurückweist« (»glücklicherweise« sagt er ausdrücklich): sie haben doch dieselbe Beziehung zur Kunst. Die häßlichere Spielart bleibt der liberale Schächer; und die häufigere. Er hat gegen die Teufelsinsel eine Welt in Waffen gerufen und begeistert sich für die Tretmühle. Er fragt nicht nach dem Wert der leidenden Persönlichkeit, er fragt nur nach ihrer Konfession. Er ist da und dort. Auf der »Salome«-Szene reckt er triumphierend die Arme, wenn ein Prophet getötet werden soll. Vor Reading hat er dem gefesselten Wilde ins Gesicht gespuckt. Von seinem Kritikerstuhl bespeit er den toten . . . Ich glaube, er hat dem Vorgang auf Golgatha als Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse' beigewohnt.

Rev. Sp.

SALOME

Dezember 1903

»Wenn die Kritiker sich streiten, so beweist das, daß der Künstler im Einklang mit sich ist«, hat Oskar Wilde in der Vorrede zum »Bildnis Dorian Grays« gesagt. In der Region seiner königlichen Geisteskultur wird das Gezänke armseliger Taglöhner der Meinung nur hörbar wie das von einer feinen Regie gedämpfte Gemauschel der Pharisäer in »Salome«. Aber mir ist's nicht vergönnt, Kunstwerke als Betrachter zu genießen; eine unselige Hellhörigkeit zwingt mich, den Stimmen zu lauschen, die aus der Tiefe dringen, und ich kann nicht beten, eh ich nicht den Heiligtumsschändern geflucht habe. Wie das Gemauschel der Pharisäer in »Salome« ... »Da sieht man, daß er nicht ist der Elias!« ruft einer, drängt sich gestikulierend in die vorderste Reihe und heißt Friedrich Schütz.

So heißt er, der am 15. Dezember 1903 das Beispiel des Menschen nachgeahmt hat, welcher Oskar Wilde auf dem Weg ins Zuchthaus von Reading ins Gesicht spuckte. Aber Oskar Wilde war damals in Ketten; also lebte er. Dann ward er in der Tretmühle gemordet und in jenen Zustand endgiltiger Wehrlosigkeit versetzt, der heute einem freisinnigen ~~Referenten~~ Kritiker die Annäherung ermöglicht. Jener Mann von Reading hätte nie einem Leichnam ins Antlitz gespuckt. Er war der Exponent puritanischer Pöbelwut, die sich vielleicht über der furchtbaren Erkenntnis eines Martyriums längst beruhigt hat. Herr Friedrich Schütz aber ist

ein Literat. Vor hunderttausend Lesern bekennt er sich des Mutes schuldig, ein allen Künstlermenschen Europas heiliges Grab zu verunehren. Für solches Handeln böte wohl der angeborene Trieb der kulturfeindlichsten Zeitung, lebendige Vollpersönlichkeiten totzuschweigen und tote zu bespeien, eine zureichende Erklärung. Aber der Eifer, mit dem diesmal ~~exhumiert~~ wurde, ist so auffallend, die Lust, mit der Herr Schütz das tote Dichterhaupt insultierte, so ungleich perverser als der saugende Kuß der Salome, daß auch durch die Reihen der abgesagten Feinde modernen Kunstschaffens Abscheu und Entsetzen geht. . .

Friedrich Schütz ist kein Päderast. Das wird der einzige Ruhmestitel sein, der von ihm auf die Nachwelt kommt. Das wissen wir endlich, seitdem wir sein Feuilleton über Oskar Wilde gelesen haben. Oskar Wilde war nämlich ein Päderast, und Schütz ist keiner. Wohl ihm! Die Tretmühle bleibt ihm dafür erspart, und in dieser beruhigenden Gewißheit darf er Feuilletons schreiben, die er in Anerkennung seiner normalen Anlage gewiß für bedeutender hält als die Schriften Oskar Wildes. Solange ein Kritiker nicht ausdrücklich gegen den Homosexualismus Stellung genommen hat, kann man eben immer noch zweifeln, ob er nicht auch am Ende ein solcher ist. Der Verdacht liegt näher, wenn einer, wie zum Beispiel ich tat und immer tun werde, die strafrechtliche Behandlung des Problems als eine der größten Kulturscheußlichkeiten zu bezeichnen wagt. Herr Friedrich Schütz aber hat sich mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, zu den normalen Usancen des Geschlechtsverkehrs bekannt, und es darf ihn nicht überraschen, wenn ihm Gratulationen aus allen Ländern, wo die ‚Neue Freie Presse' gelesen wird, ins Haus fliegen. Der Glückliche! Er muß nicht seine geistigen Säfte in unerwünschter Bewahrung der physischen ver-

zehren, muß nicht, wenn seine Willensstärke doch einmal seinem Trieb erlag, in der schwebenden Pein eines mörderischen Gesetzes hangen oder dem Morgen, da der Erpesser die Rechnung präsentiert, in schlafloser Qual entgegenharren. Aber die Bestrafung eines Geschlechtsverkehrs, zu dem freies Einverständnis mündige Leute vereinigt, für legislativen Wahnwitz zu erklären, mag heute noch kühn sein: kühner ist es heute bereits, für die strafrechtliche Belästigung des Privatlebens einzutreten oder an physiologische Irrungen sittliches Pathos zu wenden. Der Gehirnnebel, der dichter denn je über Europa lagert, verhüllt ja gewiß die Hoffnungen jener Kulturmenschen, die von den schwebenden Strafgesetzreformen eine Verbesserung der Sexualjustiz erwarten, und es ist ausgemacht, daß auch die Staatsanwälte des zwanzigsten Jahrhunderts über die Geschlechtsregungen der Steuerzahler wachen werden. Aber sicher ist auch, daß kein Kriminalist mehr, und wäre er noch so erbarmungslos, noch so phantasieverlassen und noch so lebensfremd, daß kein Minister im eigenen Namen das Siegel auf die alte Niedertracht zu drücken wagen und daß man es den ~~stumpfsinnigen~~ Parlamentsmehrheiten überlassen wird, ~~ein~~ quieta movere auf dem Gebiete der Moralheuchelei zu versagen. Ist England eine Kulturnation, weil es Geister wie Oskar Wilde hervorbringen konnte? Weil es einen Geist wie Oskar Wilde um einer sexuellen Neigung willen in der Tretmühle zerstört hat, ist es, solange das Niveau des ~~kobn~~ Demos den Maßstab gibt, ein Barbarenland, dem man höchstens die Errungenschaften einer Waterkloset-Kultur zubilligen mag.

Aber als die Exekutive des Pöbelwillens gewaltet, als Philisterrache das Opfer eines Genies gefordert hatte, vernahm man es da, daß ein britischer Literat Beifall klatschte? Herr Friedrich Schütz in Wien hatte einen guten Tag. Und heute, da Wildes Leichnam längst verwest ist, versichert

er seinem Leser und dankt er seinem Schöpfer, daß er nicht ist wie jener. Der Lebensanfang Wildes habe »diesen Abschluß nicht erwarten lassen«. Denn — »seine Familie gehörte zu den wohlhabendsten des Landes«. Nach diesem vorläufig noch mehr den Hausbesitzer als den Literaturphilister kennzeichnenden Geständnis beginnt der wohlhabende Herr Schütz sich über die Entartung des Patriziersohnes aufzuregen. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen; »aber Eltern denken und Kinder lenken ihre Geschicke«. Einige Jahre später fängt Wilde »seine tollen Streiche« an, die Herr Schütz im Ton des entsetzten Hebräers schildert, dem so viel Überspanntheit und »Ausgefallenheit« noch nicht untergekommen ist. Dann zitiert er in schlechter Übersetzung ein paar gute Sätze des Dichters, nennt sie »Offenbarungen der albernsten Banalität«, zitiert eine Strophe der tief ergreifenden »Ballade vom Zuchthaus zu Reading«, nennt sie »läppisch«, beschimpft die körperliche Erscheinung Wildes, spricht von der »Unsitte des Altertums«, für die sich der Dichter begeistert, und von der »gassenbübischen Logik«, in der er »wie weiland Graf Platen mit dem Nachweis spielte, daß Shakespeares Sonette an einen Knaben gerichtet seien«. Herr Schütz kann das nämlich noch immer nicht glauben, lebt sichtlich der braven Überzeugung, daß die Sonette der Königin Elisabeth ~~gewidmet~~ sind, und wäre über die Enthüllung, daß in verschiedenen Epochen auch von ihm bewunderte Künstler homosexueller Neigung fähig und Sappho der sapphischen Liebe ergeben war, gewiß konsterniert. Da sich Wilde »nicht mit der Theorie begnügte«, hat ~~Herr~~ Schütz eine polizeiliche Leumundsnote angelegt: »Gerüchte von Affären, die er in Süditalien hatte, drangen nach London, an der Riviera wies ihm ein Hotelier die Tür, in Paris hatte er Anstände«. Solch ein Schütz schützt nur Heine gegen die Verdächtigung seiner Menschlichkeit und bedient sich eines Heine-

schen Arguments, um das Leben eines anderen Dichters preiszugeben. Wenn Herr Schütz einen Freund Wildes nennt, beeilt er sich hinzuzufügen: »Das Wort Freund im garstigsten Sinne genommen«. Aber die Londoner Richter, versichert er, haben durchaus nicht der Sexualheuchelei ihres Volkes ein Opfer bringen wollen; nein, »im Zorn darüber, daß die Bohèmepose dieser zur schwindelhaften Täuschung neigenden Natur England betrogen hatte, das einen originell tuenden Cabotin für einen Künstler nahm, fällten sie das schärfste Urteil« . . »Ein Sturm der Entrüstung schnitt dem Angeklagten die Verteidigungsrede ab« . . »Aber auch nachdem er das Gefängnis verlassen hatte, will ihn die Verachtung seiner Landsleute nicht auf englischem Boden dulden«. Und all dies nicht einmal, wie man bisher gewähnt, zur Strafe für Verirrungen des Nervensystems, sondern gar nur für Verirrungen der Feder! Herr Schütz kann von Glück sagen, daß er die »Sophie Dorothea« geschrieben hat und daß wir nicht in England leben . . . Wilde mußte vor der Empörung der Leser nach Paris flüchten. Herrn Schütz sind auch die Laster, denen er dort fröhnte, bekannt: Er trinkt Kognak und wird katholisch. »Einmal will er sich besonders gütlich tun und läßt Austern kommen, sie sind verfault und geben ihm den Tod.« Ist das nicht bezeichnend? Die Austernesser, das sind schon die richtigen; sie wollen sich besonders gütlich tun und betrügen die Nation. Was tut Gott, die Austern sind faul. Hier spielt sich aber der Charakter der Vergeltung in die Hände, denn der Dekadent greift mit Vorliebe nach verfaulten Nahrungsmitteln. Ein Dichter, der Stücke nach dem Geschmack des Herrn Schütz schreibt, wird nie der Gefahr einer Austernvergiftung ausgesetzt sein . . . Mit dieser Elegie auf den Tod eines Jünglings, die mit einem unterdrückten »Krepier!« beginnt und in einem verhaltenen »Nebbich!« gipfelt, ist aber Herr Schütz nicht zu Ende. Noch einmal muß er, ehe er

zu einer analphabetischen Auffassung der »Salome« übergeht, seiner Freude Ausdruck geben, daß Wildes »mittelmäßige Begabung in Schmutz und Schande erstickte«, und seinem tiefen Bedauern, daß er »eine ähnliche Ruhestätte wie Mozart fand« . . .

Gegen ein Meisterstück, das an kondensierter Stimmung und rhythmischem Einklang von Handlung und Sprache kaum seinesgleichen in der Weltliteratur hat, führt Herr Schütz zuvörderst die »historische Wahrheit« ins Treffen, die ihm irgendein am Tag vor der Première beschaffter Schmöker geoffenbart hat. »Im Todesjahr des Johannes war Salome, Tochter der Herodias, die Witwe des Tetrarchen Philipp, Mutter dreier Kinder, also kaum zu berückenden Tänzen geeignet.« »Aufgelegt«, hätte Herr Schütz sagen sollen, um seine ~~eigene~~ Darstellung der historischen Wiener Wirklichkeit und dem Verständnis des Volkstheaterpublikums näherzubringen. Folgt eine Ehrenrettung des Herrn von Herodes, die an lustiger Dummheit alle Leistungen dieses mit skurrilster Zettelkastenbildung prunkenden Kritikers übertrifft. Die Charakteristik in »Salome«-stelle »in der bekannten Strich- und Klecksmanier schlechter Illustratoren die Menschen wie Fratzen dar«; denn der »große Herodes«, der »bei Tiberius so viel galt, daß er in allen asiatischen Fragen Roms mit entschied, der aufgeklärte Herrscher, der die Segnungen der europäischen Kultur seinem Volke erschließen wollte, wird zu einem schwachsinnigen Kartenkönig, der auf der Höhe des Stückes in die senile Geilheit eines der Alten verfällt, welche die schöne Susanne im Bade belauschen«. In einer Notatiz über »Salome« hatte sich der Dichter der »Sophie Dorothea« begnügt, von »niedriger Romantik« zu sprechen. Jetzt aber konnten wir lesen, daß die Sprache Wildes »das einfältigste Bild zu Tode hetzt« und daß der Tanz der Salome eine »Balletepisode« und »Orpheumskunst« sei, die Herr Schütz lieber

»ohne den Ballast eines die Poesie schändenden Stückes« sehen möchte.

Man fragt, wie es denn, wenn schon die Herausgeber eines Weltblatts solcher Konkurrenz von Überhebung und Beschränktheit nicht gewehrt hatten, möglich war, daß die einsichtigeren Zeitungssetzer nicht den Dienst versagten. Ein kritischer Muskelprotz mag sich von einem verfeinerten Künstlertum der Nerven verächtlich abwenden; aber keiner hat noch zu behaupten gewagt, daß dem Mistbeet, mit dem er die Gedankenwelt des Dichters vergleichen mag, eine edlere Blume entwachsen konnte als »Salome«. Daß der Wildschütz im Wiener Blätterwald es gewagt hat, dafür bietet der Philistersinn allein keine hinreichende Erklärung. Wenn in Wien an demselben Tage ein Kunstwerk von Abece-Schützen abgetan und Herrn v. Saars dramatische Dilettantenarbeit für die Literaturgeschichte gerettet wird, wenn die ‚Neue Freie Presse' Sudermanns Theaterschmarren preist und Wildes Dichtung verreißt, dann, ja dann muß — der Antisemitismus seine Hand im Spiele haben. Wie das? L'art pour l'art, Ästhetentum, englische Dekadence und — Antisemitismus? Ein Blick in das Gemütsleben des Herrn Schütz macht alles erklärlich. Dieser Fortschrittsmann, der die moderne Kunst aus dem Gesichtswinkel einer Lese- und Redehalle betrachtet, propagiert seit Jahr und Tag eine Idee. Sie ist zwar nicht tief, aber fix: Jedes Dichterwerk, das seiner Besprechung ausgeliefert ist, muß irgendwo und irgendwie über die Stellung seines Autors zur Judenfrage Aufschluß geben können. Ich glaube, er hat einmal in Grillparzers »Medea« »Fäden« entdeckt, die zur Wiener Gemeinderatsmajorität »hinüberführen«, oder in »Weh dem der lügt« eine Parteinahme für Dreyfus, und er läßt — von einer Beziehung zu den Sprachenverordnungen natürlich abgesehen — keine andere Tendenz in einem Kunstwerk gelten als die zur »Abwehr des Antisemitismus«. Seit Herr Noske

nicht mehr gewählt wurde, hat für ihn die Literatur jeden Selbständigkeitswert verloren, und aufgeregter denn je horcht er auf das Bekenntnis, das sich oder das er einer Dichterbrust entringt. Die künstlerischen Qualitäten mißt er an seiner »Sophie Dorothea«, die ethischen an seiner fixen Idee. Ein anderes Problem gilt ihm in der modernen Literatur nicht, und ein Autor kann eine noch so neue, noch so eigenartige »Frage« aufwerfen: wenn's nicht die eine ist, auf die sich wieder mit einer Frage antworten läßt, findet er bei Herrn Schütz keine Gegenliebe . . Der Uneingeweihte hat sechs Spalten des Feuilletons über »Salome« gelesen und ist noch immer nicht auf den Grund so albernen Wütens gekommen. Da springt ihm plötzlich das Wort »Antisemit« in die Augen. »Der Anlage und Empfindung nach Antisemit, hatte Wilde mit einem jüdischen Stoffe relatives Glück.« »Hat ihn schon!« lautet ein Refrain bei Offenbach. Wilde ist also Antisemit; aber mit einem »jüdischen Stoff« Glück haben, das möchte ihm schmecken! Dies der Gedankengang des Herrn Schütz; die Lese- und Redehalle in ihm beginnt sich zu regen. Hadert so der Kritiker mit einem Dichter? Oder kritisiert so ein Hadernhändler? . . . Und da, in der neunten Spalte, löst es sich vollends. Daß Wilde den großen Herodes verkleinert, aus der edlen Herodias eine böse Sieben, aus der keuschen Salome eine »Lustmörderin« gemacht, wären der Fehler schlimmste nicht. Aber was ward unter den Händen dieses verruchten Briten-Goi aus dem jüdischen Volke? »Das Volk, dessen Widerstandskraft gegen die Übermacht, die es zu zermalmen drohte, nach dem Urteil des Gregorovius ‚zu den erhabensten Zügen seiner Geschichte zählt', wird in einem Quintett wackelnder Juden mit häßlichen Gebärden dargestellt, die der tiefste Knechtsinn erfüllt.« Die Regie des Volkstheaters aber tut ein Übriges und »läßt diese Hebräer mauscheln«. Und das muß Herrn Schütz passieren, der jedem

Kunstwerk bloß die eine Lehre entnehmen will: »Es gibt keine jüdischen Unarten!«

Inde irae et lacrumae! Nicht am Zopf dieses Kritikers, an seinem Weichselzopf muß Wilde hängen. Wenn aber der arme Teufel schon in der ersten Spalte eingestanden hätte, was ihm das Herz drückt, die kritische Mühe wäre ihm erspart, ~~mindestens~~ Mitleid statt Empörung ihr Lohn geblieben. Er betrachtet es wohl auch als eine persönliche Beleidigung, die ihm der Direktor Weisse als Revanche für jahrelange Verfolgung antut, wenn auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters gemauschelt wird. Mit Unrecht. Zwar hätte der Jargon der Pharisäergruppe — schon mit Rücksicht auf das Premierenpublikum, dessen sich eine der Gesamtwirkung abträgliche Familienstimmung bemächtigte — gemildert werden müssen. Daß er von Wilde überhaupt nicht intendiert und ein Regiefehler war, konnten nur die Ganzgescheiten entdecken. Wie sollte denn der Haß anders gemalt werden, der bei Salomes Wunsch nach dem Haupte des Täufers, Golgatha antizipierend, die Arme reckt? In solchen Naturlauten hat von Moses bis Mosse Pharisäerrache den »Abtrünnigen« verfolgt, und die Flüche des Herrn Schütz klingen deutschem Empfinden nicht reiner als die Debatten der Schriftgelehrten am Hofe des Herodes.

Ihrer Bedeutung im szenischen Bild wird freilich durch bloße Dialektfärbung nicht entsprochen. So wenig wie dem szenischen Bild durch die Betonung des rein Theatralischen genügt wird. Ward die Besprechung der »Salome« zum Prüfstein kritischer Einsicht, so ist ihre Inszenierung zum Maßstab deutscher Theaterkunst geworden. Zum Heil oder Schaden der Dichtung haben sich — in Hamburg, Berlin und Wien — drei Richtungen an ihr betätigt. Vollster Realismus in Berlin und leerste Theatralik in Wien schienen mir die gleich wirksame Parodie auf Wildes Absichten zu bieten. Dort war's ein

kaum von Berlinismen gesäubertes »Familienidyll« im Hause Herodes. Ohne Grauen vor dem Kommenden offerierte der Tetrarch einer gesunden Salome seine Edelsteine, nicht anders, als wenn ein Juwelier mit einer Diva feilscht. Der Ausruf: »Aussätzige mag er heilen; aber Tote soll er nicht lebendig machen!«, den eine furchtbare Ahnung aus zugeschnürter Kehle preßt und in dem die ganze Stimmung der »Salome« kulminiert, erweckte als schnoddriger Bibelwitz gelinde Heiterkeit. Dieser Herodes hielt seinen Jochanaan in der Zisterne wie ein seltenes Tier im Käfig, das bei festlichem Anlaß gezeigt wird. Eine tiefere Beziehung als die der Neugierde verband ihn nicht mit dem Propheten, geschweige denn mit dem Größeren, der sich durch ihn und hinter ihm ankündigt. Herr Reicher hat den Herodes gespielt. So kann zu völligem Nichtverstehen einer Rolle ein tüchtiger Schauspieler durch jene realistische Stilschrulle gebracht werden, die der Talentlosigkeit das Bühnendasein erleichtert: Defekte verwandelt sie in Charakteristik, Qualitäten in Farblosigkeit. Frau Eysoldt habe ich als Salome nicht zu sehen bekommen; was aber vermöchte die virtuoseste Einzelleistung in einem Stücke, dessen Wirkung ausschließlich in der Ensemblestimmung wurzelt? Diese mußte in Berlin der falschen Natürlichkeit eines psychologischen Zwiegesprächs, in Wien der falschen Theatralik einer lärmenden Handlung weichen. Das Unirdische, nur in den Formen stilvollster Unnatur Mögliche — dort vermenschlicht und vernaturiert, hier zu den Effekten einer abgestandenen Pathetik mißbraucht. Beide Richtungen entspringen derselben geistigen Dürftigkeit deutscher Theaterregie und führen zum Verderben einer Dichtung, auf deren Szene Regie alles ist. Wer sie in der Gestalt, die ihr der Dichter ersehen hat, sehen wollte, müßte weit nach dem deutschen Norden fahren, wo ein Regisseur wirkt, dessen befeuernder Theaterblick eine Gesamtheit von Künstlern, von denen die

meisten einem Burgtheatervergleich gewiß nicht Stand halten könnten, zu unvergleichlich höheren Wirkungen geführt hat, als man sie hier oder in Berlin gewohnt ist: Herr v. Berger in Hamburg, dessen Gaben wir, weil er ein Österreicher ist, nicht im Burgtheater schätzen dürfen. Die somnambule Stimmung einer aus Wollust und Grauen bereiteten Vision; das rhythmisierte Tempo des aus schwüler Ruhe zur Katastrophe eines Zeitalters hastenden Fiebertraums; die aus dumpfen Seelen, aus einer Zisterne und vom Himmel drohende Wende zweier Welten, der unsichtbare Galiläer und ein stilisierter Mond, der vom blanken Rund zum scharlachfleckigen Ungetüm alle Phasen irdischen Unheils begleitet — die Unregelmäßigkeit der aus den Fugen gebrachten Natur: all dies ist auf der Hamburger Bühne, wo die erste öffentliche Aufführung der »Salome« stattfand, möglich gewesen. In Berlin wies realistische Vernunft den Mond in die Schranken seiner natürlichen Beschaulichkeit und ließ ihn als Statisten mitwirken; in Wien strich man, im Konflikt zwischen theatralischem Wollen und technischem Unvermögen, ihm auch diese Rolle. Hier wie dort blieb die Beziehung des »Pagen der Herodias« zu dem jungen Syrer, dessen Blicke er von Salome ablenken möchte, während diese auf Jochanaan starrt, unverständlich: dort ließ man den Epheben, den in Hamburg ein schlankes Mädchen gab, von einem dicken Heldenliebhaber, hier von einem Charakterkomiker spielen. Vergleicht man aber die Gesamtwirkungen, so kann man sagen: haben sie in Berlin »Familienidyll« gespielt, so wurde in Wien — dank Herrn Weisse — »Bluthochzeit« gefeiert. Aber bei uns kamen, wenn schon nicht ein Königshaus, so doch wenigstens die Kulissen eines Königshauses ins Wanken. Momente lang dachte man an noch Ärgeres als die Epigonentragik Albert Lindners/und wenn es Herr v. Berger in Hamburg fertig kriegt, einen Rudolph Lothar so

herauszubringen, daß man beinahe glaubt, es sei ein Oskar Wilde, so spielen sie im Deutschen Volkstheater »Salome« und jeder schwört, es sei ein Stück von Rudolph Lothar.

Weil's aber doch diesen guten Namen nicht trägt, wird es den Literaturbütteln zur Beute. Daß »die Protektion elender Mittelmäßigkeit viel mehr Unheil angerichtet hat als Auszeichnung poetischer Extravaganz«, ist eine gute Erkenntnis Schumanns, auf die sich Hugo Wolf als Musikkritiker einmal beruft. Darum ist selbst die Skrupellosigkeit eines Hermann Bahr, die tausendmal kleinere Potenzen als den Dichter der »Salome« ins Licht gestellt hat, unschädlicher als jene Verbindung von Unverstand und Tücke, die den flach- und querköpfigen Typus Nordau ergibt. Grotesk werden diese Gesellen, wenn sie, die so oft die Richtung ihres Hasses weisen, einoder das anderemal auch über ihre Sympathien Klarheit schaffen. Herr Schütz, der es nach »Salome« rühmlich versucht, den Tyrannen zu übertyrannen, hat sich neulich erst vor des Onkel Medelsky tüchtiger Tischlerarbeit »Liebessünden« in Anbetung gewunden. Wer sich vor Ambradüften die Nase zuhält, mag deren Flügel weit öffnen, wenn Leimgeruch aufsteigt. Ich störe ihm das Vergnügen nicht. Aber er sollte doch auch kompliziertere Ansprüche gelten lassen. Man wehrt sich ja nur gegen die sittliche Entrüstung, die sofort ausbricht, wenn's in der Literaturküche einmal statt eines Geselchten mit Bauernknödeln Pfauenzungen oder auch nur Austern (gesunde!) gibt. Ich wollte nicht immer Pfauenzungen essen, wiewohl ich sie für schmackhafter halte als Knödel, und bin somit konzilianter als die, die immer Knödel essen wollen, weil sie sie für nahrhafter halten als Pfauenzungen. Nicht aus Hochmut, aus der bescheidenen Erkenntnis tiefer Verkommenheit erkläre ich, daß mir die traurige Liebesgeschichte des Blochhacker-Hias, die Herr Werkmann-Medelsky mit Talent erzählt, nichts me

zu sagen hat, und daß ich den Priester, den der Zölibat drückt, nicht bedaure, wenn er noch die Kraft hat, einen so schönen Satz zu prägen wie den: »Immer mehr durchfurcht vom Gram, zernagt vom Leiden des Entsagens, ist meine Brust heute ein jämmerliches Heim meines eigenen Elends!« Ich glaube — dies ist bloß eine Privatmeinung —, die Stunde der Blochhacker-Hiase hat in der Poesie geschlagen; als Träger dramatischer Gefühle verpöne ich sie und räume ihren klaren Seelen im modernen Bühnenleben nur einen Platz ein, wenn es einem Dichter gelang, ihre sozialen Nöte zu erfassen. Von den Beschwerden des Priesterstandes aber hat Herr Werkmann kaum mehr als Leitartikelpathos abzuschöpfen vermocht, das vielleicht den Vergleich mit dem Autor des »Pfarrers von Kirchfeld«, nie und nimmer aber den mit dem Dichter Anzengruber gestattet. Herr Schütz freilich gerät aus Rand und Band, wenn er nur das Wort Zölibat hört, beginnt sofort die Leser mit den Wissensbrocken liberaler Geschichtsforschung zu bewerfen und erhebt den »schlichten Mann aus der Tischlerwerkstatt« zum Bühnenkaiser. Findet Meister Werkmann die Bretter, die Herr Schütz vor dem Kopfe hat, und den Zettelkasten, aus dem er schöpft, nicht reparaturbedürftig?

Hab' ich doch meine Freude dran, daß »Salome« die Schwarzalben aus beiden Lagern, freisinnige und klerikale Kunstfeinde gepaart hat! »Salome« wird bestehen, aber das Schauspiel, die Rezensenten der ‚Neuen Freien Presse' und des ‚Vaterland' Arm in Arm zu sehen, kehrt nicht häufig wieder. Welche suggestive Kraft muß einem Kunstwerk innewohnen, das es vermag, den Philistersinn, befreit von den Parteischlacken, die sonst der Ursprung argen Zwistes sind, sich in Reinheit und Einheit offenbaren zu lassen! Mag ~~der~~ Schütz Wildes Vision an der Geschichte, sein frommer Kollege vom ‚Vaterland' sie an der heiligen Schrift kontrolieren, jener über die

Zumutung, daß eine Mutter dreier Kinder tanze, entsetzt, dieser befriedigt sein, weil Johannes »die ekelhaften Liebesausbrüche des tollen Weibes zurückweist« (»glücklicherweise« sagt er ausdrücklich)/ sie haben doch dieselbe Beziehung zur Kunst. Die häßlichere Spielart bleibt der liberale Schächer; und die häufigere. Er hat gegen die Teufelsinsel eine Welt in Waffen gerufen/ und begeistert sich für die Tretmühle. Er schützt Heine gegen die Moral und schützt die Moral gegen Oskar Wilde. Er fragt nicht nach dem Wert der leidenden Persönlichkeit, er fragt nur nach ihrer Konfession. Er ist da und dort. Auf der »Salome«-Szene reckt er triumphierend die Arme, wenn ein Prophet getötet werden soll. Vor Reading hat er dem gefesselten Dichter ins Gesicht gespuckt. Von seinem Kritikerstuhl bespeit er den begrabenen ... Ich glaube, er hat dem Vorgang auf Golgatha als Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse' beigewohnt.

Jung-Wien

Die Einacter.

Im Burgtheater hat man dem jungen Wien Gelegenheit gegeben, einmal repräsentativ zu beweisen, dass es über keinen eigenen Ton verfügt. Herr Arthur Schnitzler, der noch immer den geringfügigen Ruhm genießt, in solcher Mitte der Beste zu sein, und der durch eine solide literarische Geschäftsgebarung im voraus manche Sympathien für sich hatte, kam mit drei Einactern zu Worte. Weil ihm wiederholt schon ein hübsches Talent für erste Acte nachgerühmt wurde, will er seine dramatische Kurzathmigkeit jetzt als Genre pflegen. »Paracelsus« ist eine Blüette, die ihre gedankliche Nichtigkeit in historischem Gewande darbietet. Es ist Schnitzlers Höhenflug: wo er aus dem Bereiche seiner anmuthigen Wiener Empfindsamkeiten hinausstrebt, muss er auf Paldas Ebene landen. »Die Gefährtin« ist ein seltsames Kunstproduct gewollter Psychologie. Die Scene gewährt einen Prospect auf das Grab einer Frau, und mit vertheilten Rollen wird ein Nachruf gesprochen, der zu ungeschickt abgefasst ist, um nicht peinlich zu wirken. Bei Strindberg hat der Hass eine Technik geschaffen, und wenn er es unternähme, gegen das frische Grab einer Frau zu polemisieren, so würde man eben dem Temperament bewilligen, was man Herrn Schnitzler und seiner umständlichen seelischen Obduction nicht verzeihen kann. Das Werkchen trieft von psychologischem Doctordünkel. Der Gedankengang, der sich in einer kurzen und geraden Linie prächtig erschöpfen ließe, verläuft spiralenförmig, und das armselige Thema wird den verzweifeltsten Drehungen unterworfen. »Die Gefährtin« ist geradezu das Meisterstück scenischer Unbeholfenheit; ein Monolog der Hauptperson, der noch rechtzeitig durch das Eintreten einer »sympathischen Frauengestalt« verhindert wird, einer edlen Dulderin der Stichworte. »Der grüne Kakadu« heißt des Abends bester Theil. Hier ist Herrn Schnitzler wenigstens wieder ein sicherer und launiger Dialog geglückt. Und die Mache blinkt so sauber, dass sie zuweilen selbst über den Eindruck der Drolligkeit hinweghilft, den der Dichter der Liebe vom Währinger Gürtel auf dem Hintergrund der großen Revolution hervorrufen muss. Es ist ja nicht zu verlangen, dass eine solche Zeit in den Köpfen des jungen Wien andere als anekdotische Stimmungen auslöse. So sehen wir das Gewaltige zu einem netten Genrebildchen eingefangen. Wo dieses zu jenem sich erweitert, fällt der Vorhang, und der Autor beweist, dass seine Geschicklichkeit sogar noch knapp bis zum Über-

gegenseitigen Lobes täglich vor den Augen des Publicums abwechseln. Aber neugierig sind wir, ob dieses Publicum noch lange zusehen wird, neugierig, ob es sich bis ins neue Säculum hinein eine Presse gefallen lassen wird, die den Antisemitismus besser zu erzeugen als zu bekämpfen vermag und die deshalb gegenwärtig um nichts heißer bemüht ist, als der Phrase von der »Schmach des Jahrhunderts« angesichts des nahen Verfallstages die nöthige Prolongation zu erwirken — eine Presse, die gegen ihre plumpsten und dümmsten Widersacher unterliegen muss, weil sie Wahrheitsfanatiker entsendet, deren Schuh den Koth schmutzig macht, und die, was sie durch ihre politische und financielle Gebahrung verschuldet hat, nun rasch auch auf dem Gebiete des Theaters producieren möchte. Wenn sie heute in späten Thränen über die veränderte Sinnesart der Bevölkerung ihre eigene ~~schmutzige~~ Wäsche auswindet, so sollte sie nicht vergessen, dass auch die Theatersphäre den von ihr beklagten Einflüssen eines Tages unterliegen könnte. Weil draußen heute — ein natürlicher Wetterwechsel — unfreundliche politische Lüfte weh'n, möge sie sich doppelt hüten, das Foyer zum Ghetto zu verwandeln. Ihr zum Trotz, die unverdrossen täglich ihr »Lacht nur bei Julius Bauer!« annoncierte, ist »Adam und Eva«, von einem entsetzten Publicum täglich von Neuem angeblasen, endlich und endgiltig von der Bildfläche verschwunden. Langsam scheint man sich zu besinnen, und, wenn die Zwischenhändler des Geistes nicht freiwillig bald ein anderes Gebiet industrieller Bethätigung aufsuchen, so wird die allgemeine Vertreibung aus dem Paradiese der Theaterherrschaft nicht mehr allzulange auf sich warten lassen.

gang reicht. Das ist nicht wenig, und um des »Grünen Kakadu« willen dürfte sich der Einacter-Cyclus auf dem Repertoire behaupten. Vielleicht versucht man es dann auch mit einer oder der anderen Scene aus dem »Anatol«, der bis heute noch Schnitzlers dramatisches Können auf die prägnanteste und gefälligste Art umschrieben hat.

Auch Hugo von Hofmannsthal sollte mit seinem Erstling »Gestern«, bei Klinkhardt verlegt, für das rehabilitiert werden, was er acht Jahre später geleistet hat. Dieser Edelsteinsammler aller Literaturen hat durch die Aufführung seines »Abenteurer« und seiner »Sobeïde« viel eingebüßt. Herrn Schlenther blieb es vorbehalten, mit täppischer Hand das Geheimnis zu lüften, welches das Schaffen des Ästheten so lange umschwebte. Wenn Herr Schlenther sich um jeden Preis als österreichischer Patriot bethätigen will, so wird er unser heimisches Literatenthum aus dämmeriger Zurückgezogenheit nicht vor das Rampenlicht locken dürfen. Herr v. Hofmannsthal, dem frühzeitig die Mittel dazu geboten waren, hat sich bis heute als Goethenatur in engeren Kreisen gut bewährt. Man wusste, dass er das Leben floh, dass sein Wesen der »gemeinen Deutlichkeit der Dinge« widerstrebe und dass auf dem Lehnstuhl vor seinem Schreibtische, ganz wie es Herr Bahr verlangt, »der Abglanz der Ewigkeit« ruhe. Man konnte ihn für seinen vornehmen Geschmack loben, der, in dem Studium aller Schönheitsepochen des menschlichen Geistes verloren, keine Schallwelle von dem eklen Gekreisch unseres Theaterthums an sich herankommen ließ. Dass er kein Dichter war, durften ihm die anderen, die es nicht sind, wohl verzeihen; aber er hat sie überragt, weil er, wie keiner neben ihm, Dichter zu lesen vermochte, und in seinem Ohr klang es von allen Rhythmen der Classik. Er war gewohnt, aus einem mit köstlichem Edelgestein besetzten Glase zu trinken. Dieses war klein und nicht sein eigenes, wie man ein Musset'sches Wort verändernd und mit leisem Bedauern sagen konnte. Aber ihm zur Ehre mochte es schon gereichen, dass seinen artistisch erzogenen Blick die Pracht der Steine immer wieder anzog. Allzu früh waren ihm literarische Verderber an die Seite gegeben, und der von seinen Eltern verwöhnte Liebling der Grazien, dem man die Allüren Jung-Goethes aufzwang, konnte der Gefahr, die seine Entwicklung bedrohte, bald nicht mehr entrinnen. Jetzt hat ihn Herr Schlenther sogar um das bischen Mangel an Eigenart gebracht, das ihm noch kürzlich so nett zu Gesicht gestanden war. Nach dem unheimlich

formgewandten und preciösen »Gestern« des 17jährigen hatte man lange gehofft, dass der Wein, wenn er sich auch noch so abgeklärt geberde, doch am Ende mal 'nen guten Most geben werde. Die zwei Einacter im Burgtheater brachten die Enttäuschung. Hofmannsthal ist um ein Beträchtliches koketter geworden und seine Form, die ehedem noch ein spielerisches Verhältnis zu Gedanken hatte, zeigt jetzt die völlige Abhängigkeit des Bildungslyrikers von der jeweiligen Lectüre. Ein Niederschlag von allen Culturen hat hier seine rein äußerlichen Wirkungen gezeitigt. Was zu dramatischer Geltung gebracht wird, ist im »Abenteurer« kaum mehr als ein Tändeln mit Degen und Mantel, in der »Sobeïde« etwa der Sinn für die Schönheit eines bunten Teppichs. Im zweiten Werke scheint Hofmannsthal hin und wieder auch etwas sagen zu wollen. Aber es ist ihm wohl nicht zuzutrauen, dass er den Befreiungsdrang einer Frauenseele durch Ungemach und alle Fährnisse des Lebens, die er ihr bereitet, absichtlich ad absurdum führen wollte. Das wäre eine recht philiströse Anschauung, die vor der Flucht aus dumpfer Enge warnt und die Thür, durch die eine Befreite zog, vorsichtig für alle Fälle zur Rückkehr offen hält. Grillparzers Rustan mag von bösem Traume zur Nüchternheit des bürgerlichen Lebens erwachen und, zufrieden in wiedergefundener Wirklichkeit, den Ruhm einen leeren Wahn schelten. Aber das Sehnen nach »Assad«, das einen Schimmer von Glück über das Dasein mancher Sclavin breitet, haben bis heute noch, selbst wo sie es in That verwandelten, wenige Sobeïden zu bereuen gehabt. Gewiss ist indeß Herrn v. Hofmannsthal so weise Bedenklichkeit nicht zuzumuthen, und mehr als ein decoratives Vergnügen dürfte ihn denn auch zu seiner »Sobeïde« nicht verführt haben.

Ein Zeichen der Unechtheit tritt dabei greller als sonst in Erscheinung. Es ist ja Hofmannsthals Art, die Offenbarungen der Dichter aus der Hand der Übersetzer zu empfangen. So wie den »Präraphaeliten« aus der rudimentären Technik, mit der einst die Schüler von Sienna sich behelfen mussten, neue Schönheit erblüt, so lässt sich Herr v. Hofmannsthal durch die naturgemäßen Mängel einer Übersetzung anregen. Nicht Shakespeares und der Griechen, aber Schlegels und Thudichums Epigone spricht aus den Versen dieses »Primitiven«. Auch früher konnte man aus manchen seiner Wendungen zuweilen den Gegenstand seiner momentanen Beschäftigung errathen; so wenn er, mitten aus dem Studium lateinischer Classik heraus,

seine Sprache mit Ovidischen Floskeln schmückte und ganz im Sinne, ja Wortlaute des Römers das Bild einer Überschwemmung z. B. mit den »in den Ulmen hängenden Fischen« (pisces in ulmis haerentes) ~~zu~~ zeichnen, ~~pflegte~~ Heute ergeht er sich in leeren Travestien aller möglichen Stile.

»Doch nun zu Bett; dies ist ein buntes Zeug
Von Wiedersehn und Trennung, Angst und Lust,
Und macht den Kopf so wirr, als hätt' man Nächt'
In einem Maskenaufzug umgetrieben . . .«

Ist es nicht, wenn man diese Worte aus seinem »Abenteurer« hört, als lauschte man einer ~~förmlichen~~ Stilkopie Schlegel-Shakespeares? Herr v. Hofmannsthal treibt philologische Lyrik. Nach seiner Weltanschauung zu fragen, nach jenem Etwas, das von seinen Versen übrig bleibt, wenn man sie von Costüm und Anklängen befreit, wäre müßig. Genug, er flieht noch immer das Leben und liebt die Dinge, welche es verschönern.

* * *

Die Kenner. — Tina Blau. — Herr Klimt und das revolutionierte Kunstempfinden des Herrn von Dumba.

Aus Künstlerkreisen erhalte ich folgende Zuschrift: Journalisten sind nach dem bösen Worte eines großen Mannes diejenigen Leute, die ihren Beruf verfehlt haben; unter ihnen pflegen sich nun jene, welche wegen Mangels jeglicher positiven Kenntnisse zu nichts anderem zu verwenden sind, der Kunstkritik zuzuwenden. Während der Musikreferent wenigstens imstande sein muss, Noten zu lesen, fällt bei der Besprechung von Literatur und bildender Kunst jedes ähnliche kleine Erfordernis weg. Aber Unwissenheit allein genügt doch nicht, wofern nicht ihre Resultate mit jener apodiktischen Ruhe vorgebracht werden, die der Unverschämtheit zum Verwechseln ähnlich sieht.

Man ist ja an Vieles gewöhnt. Von Zeit zu Zeit aber hat man doch den Wunsch, diesen oder jenen sublimen Ausspruch ein wenig festzunageln. Schreibt da unlängst der Kunstkritiker der »Neuen Freien« (die übrigens von jeher in diesem Fache einen Record nach unten behauptet hat) anlässlich der Tina Blau-Ausstellung etwa Folgendes: Man finde da recht hübsche Sachen, müsse aber der Künstlerin den Rath geben, sie möge sich die modernen Mittel der Malerei mehr zu eigen machen, wenn sie den Anspruch erheben wolle u. s. w., u. s. w. Man wird schwerlich die beiden oben erwähnten Eigenschaften des Kunstkritikers in einer reineren Form darstellen können, als sie in diesem Ausspruch eines edlen Gönners

zu finden sind. Tina Blau, die bis jetzt von Kritik und Publicum eben wegen ihres modernen Empfindens vernachlässigt worden war, und die vor zwanzig Jahren schon — in ihrer Weise natürlich — die Principien der Worpsweder und Glasgower Schule angewendet hat!

Sind aber die meisten Kunstkritiker schon in puncto einfachen Tadels oder Lobes unzuverlässig, so wird die Sache gar possierlich, wenn sie sich aufs Prophezeien verlegen oder die Dinge sub specie aeternitatis zu betrachten anfangen. Der Aristoteles unserer »Zeit«*) leistet bekanntlich hierin Hervorragendes. Man erinnert sich noch, wie er von den in einem lächerlichen Deutsch abgefassten und auf Büttenpapier gedruckten Pubertätsempfindungen eines Kalksburger Gymnasiasten feierlich erklärte: In vierzehn Tagen wird Europa von diesem Buche sprechen! Das Wort bekam Flügel, aber das Buch ist längst von der Oberfläche verschwunden. Jetzt erklärt derselbe Herr ein Bild von Klimt in der Secession (den »Schubert«) schlankweg für das beste Bild, das je ein Österreicher gemalt hat. Nun, so schlecht ist das Bild wieder nicht, und der gute Herr von Dumba, der auf seine alten Tage seine Wohnzimmer secessionistisch ausschmücken lässt, braucht es nur ein bischen ins Dunkle zu hängen. Herr von Dumba als Secessionist ist überhaupt sehr amüsant. Das kam nämlich so. Er hatte die Bilder für sein Musikzimmer bei Klimt bestellt, als dieser noch in der braven Art der Laufberger-Schule arbeitete und sich höchstens ein paar Makart'sche Extravaganzen gestattete. In der Zwischenzeit war aber dem Maler der Khnopff aufgegangen, und jetzt ist er, damit die Geschichte nicht ohne Pointe bleibt, Pointillist geworden. Und das muss natürlich der Besteller alles auch mitmachen. So ward Herr von Dumba ein Moderner. *Bec.*

---

*) Hier ist natürlich Herr Hermann Bahr gemeint. Das wüste Treiben dieses Herrn, der noch immer Cultur nach Österreich zu bringen vorgibt und immerzu seine Dichterkrönungen vollzieht, wird, bevor er noch in der ersehnten grösseren Tagesredaction landet, in diesen Blättern öfter und schmerzhafter aufgedeckt werden. Anm. d. Herausgebers.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

XII—1

JUNG-WIEN

April 1899

Im Burgtheater hat man dem jungen Wien Gelegenheit gegeben, repräsentativ zu beweisen, daß es über keinen eigenen Ton verfügt. Arthur Schnitzler, der noch immer den geringfügigen Ruhm genießt, in solcher Mitte der Beste zu sein, und der durch eine solide literarische Buchführung im voraus manche Sympathien für sich hatte, kam mit drei Einaktern zu Worte. Weil ihm wiederholt schon ein ausgesprochenes Talent für erste Akte nachgerühmt wurde, will er seine dramatische Kurzatmigkeit jetzt als Genre pflegen. »Paracelsus« ist eine Blüette, die ihre gedankliche Nichtigkeit in historischem Gewande darbietet. Es ist das Schicksal Schnitzlerschen Höhenfluges: wo er aus dem Bereich seiner anmutigen Wiener Empfindsamkeiten hinausstrebt, muß er auf Sudermanns Ebene landen. »Die Gefährtin« ist ein seltsames Kunstprodukt gewollter Psychologie. Die Handlung bietet einen Prospekt auf das Grab einer Frau, und mit verteilten Rollen wird ein Nachruf gesprochen, ~~der zu ungeschickt abgefaßt ist, um nicht peinlich zu wirken;~~ Bei Strindberg hat der Haß eine Technik geschaffen, und wenn er es unternähme, gegen das frische Grab einer Frau zu polemisieren, so würde man eben dem Temperament bewilligen, was man hier als die umständliche seelische Obduktion eines Literaturarztes ~~wirkt~~. Das Werkchen trieft von psychologischem Doktordünkel. Der Gedankengang, der sich in einer kurzen und geraden Linie erschöpfen ließe, verläuft spiralenförmig, und das armselige Thema wird den verzweifeltsten Drehungen unterworfen. »Die Gefährtin« ist ein Meisterstück szenischer Unbeholfenheit; ein Monolog der Hauptperson, der noch rechtzeitig durch das Eintreten einer »sympathischen Frauengestalt« verhindert wird, einer edlen Dulderin der Stichworte. »Der grüne Kakadu« heißt des Abends bester Teil. Hier ist dem Autor wieder ein sicherer und launiger Dialog geglückt. Und die Mache blinkt so sauber, daß sie zuweilen selbst über den Eindruck der Drolligkeit hinweghilft, den der Dichter der Liebe vom Währinger Gürtel auf dem Hintergrund einer Revolution hervorrufen könnte. Es ist ja nicht zu verlangen, daß eine große Zeit in den Köpfen des jungen Wien andere als anekdotische Stimmungen auslöse. So sehen wir das Gewaltige zu einem netten Genrebildchen eingefangen. Wo ~~dieses~~ zu ~~jenem~~ sich erweitern möchte, fällt der Vorhang, und der Autor beweist, daß seine Geschicklichkeit sogar noch knapp bis zum Übergang reicht. Das ist nicht wenig, und ~~um~~ des »Grünen Kakadu« ~~willen dürfte~~ sich ~~der Einakter-Zyklus~~ auf dem Repertoire behaupten. Vielleicht ~~versucht~~ man ~~es dann auch mit~~ einer oder ~~der~~ anderen Szene aus dem »Anatol«, der bis heute noch ~~Schnitzlers~~ dramatisches Können auf die prägnanteste und gefälligste Art umschrieben hat.

Auch Hugo von Hofmannstal sollte endlich mit seinem Erstling »Gestern« für all das rehabilitiert werden, was er acht Jahre später geleistet hat. Dieser Edelsteinsammler der Literaturen hat durch die Aufführung seines »Abenteurers« und seiner »Sobeïde« viel eingebüßt. Dem Burgtheater blieb es vorbehalten, mit plumper Hand das Geheimnis zu lüften, welches das Schaffen des Ästheten so lange umschwebte. Wenn Herr Schlenther sich schon um jeden Preis als österreichischen Patrioten betätigen will, so wird er unser heimisches Literatentum ~~aus~~ dämmeriger Zurückgezogenheit ~~nicht~~ vor das Rampenlicht zerren ~~dürfen~~. Herr v. Hofmannsthal, dem frühzeitig die Mittel ~~dazu~~ geboten waren, hat sich bis heute als Goethenatur in engeren Kreisen gut bewährt. Man wußte, daß er das Leben flieht, daß sein Wesen der »gemeinen Deutlichkeit der Dinge« widerstrebt und daß auf seinem Schreibtisch ~~steht~~, ganz wie es Herr Bahr verlangt, »der Abglanz der Ewigkeit« ruht. Man konnte ihn für seinen vornehmen Geschmack loben,

der, in dem Studium aller Schönheitsepochen des menschlichen Geistes verloren, keine Schallwelle von dem eklen Gekreisch unseres Theatertums an sich herankommen ließ. Daß er kein Dichter war, durften ihm die anderen, die es nicht sind, wohl verzeihen; aber er hat sie überragt, weil er wie keiner neben ihm, Dichter zu lesen vermochte, und in seinem Ohr klang es von allen Rhythmen der Klassik. Er war gewohnt, aus einem mit köstlichem Edelgestein besetzten Glase zu trinken. Dieses war klein und nicht sein eigenes, wie man ein Mussetsches Wort verändernd und mit leisem Bedauern sagen konnte. Aber ihm zur Ehre mochte es schon gereichen, daß seinen artistisch erzogenen Blick die Pracht der Steine immer wieder zum Trinken hinzog. Allzufrüh waren ihm literarische Verderber an die Seite gegeben, und der von seinen Eltern verwöhnte Liebling der Grazien, dem man die Allüren ~~Jung-Goethes~~ aufzwang, konnte der Gefahr, die seine Entwicklung bedrohte, bald nicht mehr entrinnen. Jetzt hat ihn Herr Schlenther sogar um das bißchen Mangel an Eigenart gebracht, das ihm noch kürzlich so nett zu Gesicht stand. Nach dem unheimlich formgewandten und preziösen »Gestern« des Siebzehnjährigen, hatte man lange gehofft, daß der Wein, wenn er sich auch ganz abgeklärt geberdet, doch zuletzt noch 'nen Most geben werde. Die zwei Einakter im Burgtheater brachten die Enttäuschung. Hofmannsthal ist um ein Beträchtliches koketter geworden, und seine Form, die ehedem noch ein spielerisches Verhältnis zu Gedanken hatte, zeigt jetzt die völlige Abhängigkeit des Bildungslyrikers von der jeweiligen ~~Lektüre~~. Ein Niederschlag von allen Kulturen hat hier seine rein äußerlichen Wirkungen gezeitigt. Was zu dramatischer Geltung gebracht wird, ist im »Abenteurer« kaum mehr als ein Tändeln mit Degen und Mantel, in der »Sobeïde« etwa der Sinn für die Schönheit eines bunten Teppichs. Im zweiten Werke scheint Hofmannsthal hin und wieder auch etwas sagen zu wollen. Aber es ist ihm wohl nicht zuzutrauen, daß er den Befreiungsdrang einer Frauenseele durch Ungemach und alle Fährnisse des Lebens, die er ihr bereitet, absichtlich ad absurdum führen wollte. Das wäre eine ~~philiströse Anschauung~~, die vor der Flucht aus dumpfer Enge warnt und die Tür, durch die eine Befreite zog, vorsichtig zur Rückkehr offen hält. Grillparzers Rustan mag von bösem Traume zur Nüchternheit des bürgerlichen Lebens erwachen und, zufrieden in wiedergefundener Wirklichkeit, den Ruhm einen leeren Wahn schelten. Aber das Sehnen nach »Assad«, das einen Schimmer von Glück über das Dasein mancher Sklavin breitet, haben bis heute noch ~~selbst die es in Tat verwandelten~~ wenige Sobeïden zu bereuen gehabt. Gewiß ist indes Herrn v. Hofmannsthal so weise Bedenklichkeit nicht zuzutrauen, und mehr als ein dekoratives Vergnügen dürfte ihn zu seiner »Sobeïde« nicht verführt haben. Der Wille zur Unechtheit tritt dabei greller als sonst in Erscheinung. Es ist ja ~~Hofmannsthals~~ Art, ~~die~~ Offenbarungen der Dichter aus der Hand der Übersetzer zu empfangen. ~~So wie den »Präraphaeliten« aus der rudimentären Technik, mit der einst die Schüler von Sienna sich behelfen mußten, neue Schönheit erblüht, so läßt sich Herr v. Hofmannsthal durch die Mängel einer Übersetzung anregen. Nicht Shakespeares und der Griechen, aber Schlegels und selbst Thudichums Epigone spricht aus den Versen dieses »Primitiven«.~~ Auch früher konnte man aus manchen seiner Wendungen zuweilen den Gegenstand seiner augenblicklichen literarischen Neigung erraten; so wenn er, mitten aus dem Studium lateinischer Klassik heraus, seine Sprache mit Ovidischen Floskeln schmückte und ganz im Sinne, ja Wortlaute des Römers etwa das Bild einer Überschwemmung mit den »in den Ulmen hängenden Fischen« (pisces in ulmis haerentes) zeichnete. Heute ergeht er sich in leeren Travestien aller möglichen Stile.

»Doch nun zu Bett; dies ist ein buntes Zeug
Von Wiedersehn und Trennung, Angst und Lust,
Und macht den Kopf so wirr, als hätt' man Nächt'
In einem Maskenaufzug umgetrieben . . .«

Ist es nicht, wenn man diese Worte aus seinem »Abenteurer« hört, als lauschte man einer Stilkopie Schlegel-Shakespeares? Herr v. Hofmannsthal treibt philologische Lyrik. Nach seiner Weltanschauung zu fragen, nach jenem Etwas, das von seinen Versen übrig bleibt, wenn man sie von Kostüm und Anklängen befreit, wäre müßig. Genug, er flieht noch immer das Leben und liebt die Dinge, ~~die~~ es verschönern.

Rev. Sh.

JUNG-WIEN

April 1899

Im Burgtheater hat man dem jungen Wien Gelegenheit gegeben, repräsentativ zu beweisen, daß es über keinen eigenen Ton verfügt. Arthur Schnitzler, der noch immer den geringfügigen Ruhm genießt, in solcher Mitte der Beste zu sein, und der durch eine solide literarische Buchführung im voraus manche Sympathien für sich hatte, kam mit drei Einaktern zu Worte. Weil ihm wiederholt schon ein ausgesprochenes Talent für erste Akte nachgerühmt wurde, will er seine dramatische Kurzatmigkeit jetzt als Genre pflegen. »Paracelsus« ist eine Blüette, die ihre gedankliche Nichtigkeit in historischem Gewande vorstellt. Es ist das Schicksal Schnitzlerschen Höhenfluges: wo er aus dem Bereich seiner anmutigen Wiener Empfindsamkeiten hinausstrebt, muß er auf Fuldas Ebene landen. »Die Gefährtin« ist ein seltsames Kunstprodukt gewollter Psychologie. Die Handlung bietet einen Prospekt auf das Grab einer Frau, und mit verteilten Rollen wird ein Nachruf gesprochen. Bei Strindberg hat der Haß eine Technik geschaffen, und wenn er es unternähme, gegen das frische Grab einer Frau zu polemisieren, so würde man eben dem Temperament bewilligen, was man hier als die umständliche seelische Obduktion eines Literaturarztes empfindet. Der Dialog trieft von psychologischem Doktordünkel. Der Gedankengang, der sich in einer kurzen und geraden Linie erschöpfen ließe, verläuft spiralenförmig, und das armselige Thema wird den verzweifeltsten Drehungen

unterworfen. »Die Gefährtin« ist ein Meisterstück szenischer Unbeholfenheit: ein Monolog der Hauptperson, der noch rechtzeitig durch das Eintreten einer »sympathischen Frauengestalt« verhindert wird, einer edlen Dulderin der Stichworte. »Der grüne Kakadu« heißt des Abends bester Teil. Hier ist dem Autor wieder ein sicherer und launiger Dialog geglückt. Und die Mache blinkt so sauber, daß sie zuweilen selbst über den Eindruck der Drolligkeit hinweghilft, den der Dichter der Liebe vom Währinger Gürtel auf dem Hintergrund einer Revolution immersin hervorrufen könnte. Es ist ja nicht zu verlangen, daß eine große ~~Zeit~~ in den Köpfen des jungen Wien andere als anekdotische Stimmungen auslöse. So sehen wir das Gewaltige zu einem Genrebildchen eingefangen. Wo dieses zum andern sich wieder erweitern möchte, fällt der Vorhang, und der Autor beweist, daß seine Geschicklichkeit sogar noch knapp bis zum Übergang reicht. Das ist nicht wenig, und der »Grüne Kakadu« könnte sich auf dem Repertoire behaupten. Vielleicht gibt man ihm eine oder die andere Szene aus dem »Anatol« an die Seite, der bis heute noch das dramatische Können dieses Autors auf die prägnanteste und aufrichtigste Art umschrieben hat.

Auch Hugo von Hofmannsthal sollte mit seinem Erstling »Gestern« für all das rehabilitiert werden, was er acht Jahre später geleistet hat. Dieser Edelsteinsammler der Literaturen hat durch die Aufführung seines »Abenteurers« und seiner »Sobeïde« viel eingebüßt. Dem Burgtheater blieb es vorbehalten, mit plumper Hand das Geheimnis zu lüften, welches das Schaffen des Ästheten so lange umschwebte. Wenn Herr Schlenther sich schon um jeden Preis als österreichischen Patrioten betätigen will, so wird er unser heimisches Literatentum in seiner dämmerigen Zurückgezogenheit belassen müssen, anstatt es vor das Rampenlicht zu zerren. Herr v. Hofmannsthal, dem frühzeitig die Mittel zu einer Goethenatur geboten

waren, hat sich bis heute als solche in eingeweihten Kreisen gut bewährt. Man wußte, daß er das Leben flieht, daß sein Wesen der »gemeinen Deutlichkeit der Dinge« widerstrebt und daß auf seinem Schreibstuhl, ganz wie es Herr Bahr verlangt, »der Abglanz der Ewigkeit« ruht. Man konnte ihn für seinen vornehmen Geschmack loben, der, in dem Studium aller Schönheitsepochen des menschlichen Geistes verloren, keine Schallwelle von dem eklen Gekreisch unseres Theatertums an sich herankommen ließ. Daß er kein Dichter war, durften ihm die, die es nicht sind, wohl verzeihen; aber er hat sie überragt, weil er, wie keiner neben ihm, Dichter zu lesen vermochte, und in seinem Ohr klang es von allen Rhythmen der Klassik. Er war gewohnt, aus einem mit köstlichem Edelgestein besetzten Glase zu trinken. Dieses war klein und nicht sein eigenes, wie man ein Mussetsches Wort verändernd und mit leisem Bedauern sagen konnte. Aber ihm zur Ehre mochte es schon gereichen, daß seinen artistisch erzogenen Blick die Pracht der Steine immer wieder zum Trinken hinzog. Allzufrüh waren ihm literarische Verderber an die Seite gegeben, und der von Eltern und Grazien verwöhnte Liebling, dem man die Allüren des werdenden Olympiers aufzwang, konnte der Gefahr, die seine Entwicklung bedrohte, bald nicht mehr entrinnen. Jetzt hat ihn Herr Schlenther sogar um das bißchen Mangel an Eigenart gebracht, das ihm noch kürzlich so nett zu Gesicht stand. Nach dem unheimlich formgewandten »Gestern« des Siebzehnjährigen hatte man lange gehofft, daß der Wein, wenn er sich auch ganz abgeklärt geberdet, doch zuletzt noch 'nen Most geben werde. Die Einakter im Burgtheater brachten die Enttäuschung. Herr v. Hofmannsthal ist um ein Beträchtliches preziöser geworden, und seine Form, die ehedem noch ein spielerisches Verhältnis zu Gedanken hatte, zeigt jetzt die völlige Abhängigkeit des Bildungslyrikers von dem jeweiligen

Eindruck. Ein Niederschlag von allen Kulturen hat hier seine rein äußerlichen Wirkungen gezeitigt. Was zu dramatischer Geltung gebracht wird, ist im »Abenteurer« kaum mehr als ein Tändeln mit Degen und Mantel, in der »Sobeïde« etwa der Sinn für die Schönheit eines bunten Teppichs. Im zweiten Werke scheint Hofmannsthal hin und wieder auch etwas sagen zu wollen. Aber es ist ihm wohl nicht zuzutrauen, daß er den Befreiungsdrang einer Frauenseele durch Ungemach und alle Fährnisse des Lebens, die er ihr bereitet, absichtlich ad absurdum führen wollte. Das wäre eine selbst des Ästheten unwürdige philiströse Anwandlung, die vor der Flucht aus dumpfer Enge warnt und die Tür, durch die eine Befreite zog, vorsichtig zur Rückkehr offen hält. Grillparzers Rustan mag von bösem Traume zur Nüchternheit des bürgerlichen Tages erwachen und, zufrieden in wiedergefundener Wirklichkeit, den Ruhm einen leeren Wahn schelten. Aber das Sehnen nach »Assad«, das einen Schimmer von Glück über das Dasein mancher Sklavin breitet, haben bis heute noch wenige Sobeïden zu bereuen gehabt, — und nicht einmal die Erfüllung. Gewiß ist indes Herrn v. Hofmannsthal so weise Bedenklichkeit nicht zuzutrauen, und mehr als ein dekoratives Vergnügen dürfte ihn zu seiner »Sobeïde« nicht verführt haben. Der Wille zur Unechtheit tritt dabei greller als sonst in Erscheinung. Es ist ja seine Art, Offenbarungen des Lebens aus der Hand der Dichter und wohl auch Offenbarungen der Dichter aus der Hand der Übersetzer zu empfangen. So wie den »Präraphaeliten« aus der rudimentären Technik, mit der einst die Schüler von Sienna sich behelfen mußten, neue Schönheit erblüht, so läßt sich Herr v. Hofmannsthal vielleicht durch die natürlichen, oft reizvollen, immer charakteristischen Mängel einer Übersetzung anregen. Auch früher konnte man aus manchen seiner Wendungen zuweilen den Gegenstand seiner augenblicklichen literarischen

Neigung erraten; so, wenn er, mitten aus dem Studium lateinischer Klassik heraus, seine Sprache mit Ovidischen Floskeln schmückte und ganz im Sinne, ja Wortlaute des Römers etwa das Bild einer Überschwemmung mit den »in den Ulmen hängenden Fischen« (pisces in ulmis haerentes) zeichnete. Heute ergeht er sich in leeren Travestien aller möglichen Stile.

Doch nun zu Bett; dies ist ein buntes Zeug
Von Wiedersehn und Trennung, Angst und Lust,
Und macht den Kopf so wirr, als hätt' man Nächt'
In einem Maskenaufzug umgetrieben . . .

Ist es nicht, wenn man diese Worte aus seinem »Abenteurer« hört, als lauschte man einer Stilkopie Schlegel-Shakespeares? Herr v. Hofmannsthal treibt philologische Lyrik. Nach seiner Weltanschauung zu fragen, nach jenem Etwas, das von seinen Versen übrig bleibt, wenn man sie von Kostüm und Anklängen befreit, wäre müßig. ~~Genug, er flicht noch immer das Leben und liebt die Dinge, welche es verschönern.~~

9 JAN

XII—1

JUNG-WIEN

April 1899

Im Burgtheater hat man dem jungen Wien Gelegenheit gegeben, repräsentativ zu beweisen, daß es über keinen eigenen Ton verfügt. Arthur Schnitzler, der noch immer den geringfügigen Ruhm genießt, in solcher Mitte der Beste zu sein, und der durch eine solide literarische Buchführung im voraus manche Sympathien für sich hatte, kam mit drei Einaktern zu Worte. Weil ihm wiederholt schon ein ausgesprochenes Talent für erste Akte nachgerühmt wurde, will er seine dramatische Kurzatmigkeit jetzt als Genre pflegen. »Paracelsus« ist eine Blüette, die ihre gedankliche Nichtigkeit in historischem Gewande darbietet. Es ist das Schicksal Schnitzlerschen Höhenfluges: wo er aus dem Bereich seiner anmutigen Wiener Empfindsamkeiten hinausstrebt, muß er auf Sudermanns Ebene landen. »Die Gefährtin« ist ein seltsames Kunstprodukt gewollter Psychologie. Die Handlung bietet einen Prospekt auf das Grab einer Frau, und mit verteilten Rollen wird ein Nachruf gesprochen. Bei Strindberg hat der Haß eine Technik geschaffen, und wenn er es unternähme, gegen das frische Grab einer Frau zu polemisieren, so würde man eben dem Temperament bewilligen, was man hier als die umständliche seelische Obduktion eines Literaturarztes empfindet. Das Werkchen trieft von psychologischem Doktordünkel. Der Gedankengang, der sich in einer kurzen und geraden Linie erschöpfen ließe, verläuft spiralenförmig, und das armselige Thema wird den verzweifeltsten Drehungen unterworfen. »Die Gefährtin« ist ein Meisterstück szenischer Unbehölfenheit; ein Monolog der Hauptperson, der noch rechtzeitig durch das Eintreten einer »sympathischen Frauengestalt« verhindert wird, einer edlen Dulderin der Stichworte. »Der grüne Kakadu« heißt des Abends bestes Teil. Hier ist dem Autor [illegible] gegliickt. Und die Mache blinkt so sauber, daß sie zuweilen selbst über den Eindruck der Drolligkeit hinweghilft, den der Dichter der Liebe vom Währinger Gürtel auf dem Hintergrund einer Revolution hervorrufen könnte. Es ist ja nicht zu verlangen, daß eine große Zeit in den Köpfen des jungen Wien andere als anekdotische Stimmungen auslöse. So sehen wir das Gewaltige zu einem netten Genrebildchen eingefangen. Wo dieses zum anderu sich erweitern möchte, fällt der Vorhang, und der Autor beweist, daß seine Geschicklichkeit sogar noch knapp bis zum Übergang reicht. Das ist nicht wenig, und der »Grüne Kakadu« könnte sich auf dem Repertoire behaupten. Vielleicht gibt man ihm eine oder die andere Szene aus dem »Anatol« an die Seite, der bis heute noch das dramatische Können dieses Autors auf die prägnanteste und gefälligste Art umschrieben hat.

Auch Hugo von Hofmannstal sollte endlich mit seinem Erstling »Gestern« für all das rehabilitiert werden, was er acht Jahre später geleistet hat. Dieser Edelsteinsammler der Literaturen hat durch die Aufführung seines »Abenteurers« und seiner »Sobeïde« viel eingebüßt. Dem Burgtheater blieb es vorbehalten, mit plumper Hand das Geheimnis zu lüften, welches das Schaffen des Ästheten so lange umschwebte. Wenn Herr Schlenther sich schon um jeden Preis als österreichischen Patrioten betätigen will, so wird er unser heimisches Literatentum in seiner dämmerigen Zurückgezogenheit belassen müssen, anstatt vor das Rampenlicht zu zerren. Herr v. Hofmannsthal, dem frühzeitig die Mittel zu einer Goethenatur geboten waren, hat sich bis heute als solche in engeren Kreisen gut bewährt. Man wußte, daß er das Leben flieht, daß sein Wesen der »gemeinen Deutlichkeit der Dinge« widerstrebt und daß auf seinem Schreibstuhl, ganz wie es Herr Bahr verlangt, »der Abglanz der Ewigkeit« ruht. Man konnte ihn für seinen vor-

nehmen Geschmack loben, der, in dem Studium aller Schönheitsepochen des menschlichen Geistes verloren, keine Schallwelle von dem eklen Gekreisch unseres Theatertums an sich herankommen ließ. Daß er kein Dichter war, durften ihm die anderen, die es nicht sind, wohl verzeihen; aber er hat sie überragt, weil er wie keiner neben ihm, Dichter zu lesen vermochte, und in seinem Ohr klang es von allen Rhythmen der Klassik. Er war gewohnt, aus einem mit köstlichem Edelgestein besetzten Glase zu trinken. Dieses war klein und nicht sein eigenes, wie man ein Mussetsches Wort verändernd und mit leisem Bedauern sagen konnte. Aber ihm zur Ehre mochte es schon gereichen, daß seinen artistisch erzogenen Blick die Pracht der Steine immer wieder zum Trinken hinzog. Allzufrüh waren ihm literarische Verderber an die Seite gegeben, und der von seinen Eltern verwöhnte Liebling der Grazien, demman die Allüren des werdenden Olympiers aufzwang, konnte der Gefahr, die seine Entwicklung bedrohte, bald nicht mehr entrinnen. Jetzt hat ihn Herr Schlenther sogar um das bißchen Mangel an Eigenart gebracht, das ihm noch kürzlich so nett zu Gesicht stand. Nach dem unheimlich formgewandten und preziösen »Gestern« des Siebzehnjährigen hatte man lange gehofft, daß der Wein, wenn er sich auch ganz abgeklärt geberdet, doch zuletzt noch 'nen Most geben werde. Die zwei Einakter im Burgtheater brachten die Enttäuschung. Herr v. Hofmannsthal ist um ein Beträchtliches koketter geworden, und seine Form, die ehedem noch ein spielerisches Verhältnis zu Gedanken hatte, zeigt jetzt die völlige Abhängigkeit des Bildungslyrikers von dem jeweiligen Eindruck. Ein Niederschlag von allen Kulturen hat hier seine rein äußerlichen Wirkungen gezeitigt. Was zu dramatischer Geltung gebracht wird, ist im »Abenteurer« kaum mehr als ein Tändeln mit Degen und Mantel, in der »Sobeïde« etwa der Sinn für die Schönheit eines bunten Teppichs. Im zweiten Werke scheint Hofmannsthal hin und wieder auch etwas sagen zu wollen. Aber es ist ihm wohl nicht zuzutrauen, daß er den Befreiungsdrang einer Frauenseele durch Ungemach und alle Fährnisse des Lebens, die er ihr bereitet, absichtlich ad absurdum führen wollte. Das wäre eine selbst des Ästheten unwürdige philiströse Anschauung, die vor der Flucht aus dumpfer Enge warnt und die Tür, durch die eine Befreite zog, vorsichtig zur Rückkehr offen hält. Grillparzers Rustan mag von bösem Traume zur Nüchternheit des bürgerlichen Lebens erwachen und, zufrieden in wiedergefundener Wirklichkeit, den Ruhm einen leeren Wahn schelten. Aber das Sehnen nach »Assad«, das einen Schimmer von Glück über das Dasein mancher Sklavin breitet, haben bis heute noch wenige Sobeïden zu bereuen gehabt, — und nicht einmal jene, die ihrer Sehnsucht Erfüllung schufen. Gewiß ist indes Herrn v. Hofmannsthal so weise Bedenklichkeit nicht zuzutrauen, und mehr als ein dekoratives Vergnügen dürfte ihn zu seiner »Sobeïde« nicht verführt haben. Der Wille zur Unechtheit tritt dabei greller als sonst in Erscheinung. Es ist ja seine Art, Offenbarungen des Lebens aus der Hand der Dichter und wohl auch Offenbarungen der Dichter aus der Hand der Übersetzer zu empfangen. So wie den »Präraphaeliten« aus der rudimentären Technik, mit der einst die Schüler von Sienna sich behelfen mußten, neue Schönheit erblüht, so läßt sich Herr v. Hofmannsthal vielleicht durch die natürlichen, oft reizvollen, immer charakteristischen Mängel einer Übersetzung anregen. Auch früher konnte man aus manchen seiner Wendungen zuweilen den Gegenstand seiner augenblicklichen literarischen Neigung erraten; so, wenn er, mitten aus dem Studium lateinischer Klassik heraus, seine Sprache mit Ovidischen Floskeln schmückte und ganz im Sinne, ja Wortlaute des Römers etwa das Bild einer Überschwemmung mit den »in den Ulmen hängenden Fischen« (pisces in ulmis haerentes) zeichnete. Heute ergeht er sich in leeren Travestien aller möglichen Stile.

»Doch nun zu Bett; dies ist ein buntes Zeug
Von Wiedersehn und Trennung, Angst und Lust,
Und macht den Kopf so wirr, als hätt' man Nächt'
In einem Maskenaufzug umgetrieben . . .«

Ist es nicht, wenn man diese Worte aus seinem »Abenteurer« hört, als lauschte man einer Stilkopie Schlegel-Shakespeares? Herr v. Hofmannsthal treibt philologische Lyrik. Nach seiner Weltanschauung zu fragen, nach jenem Etwas, das von seinen Versen übrig bleibt, wenn man sie von Kostüm und Anklängen befreit, wäre müßig. Genug, er flieht noch immer das Leben und liebt die Dinge, welche es verschönern.

»Vor allen Dingen daher müßte jenes Schild aller literarischen Schurkerei, die Anonymität, dabei wegfallen. Es ist unglaublich, welche Frechheit sich der Burschen bemächtigt, und vor welchen literarischen Gaunereien sie nicht zurückbeben, wann sie unter dem Schatten der Anonymität sich sicher wissen. Wie es Universal-Medicinen gibt, so ist Folgendes eine Universal-Antikritik gegen alle anonymen Recensionen, gleichviel, ob sie das Schlechte gelobt oder das Gute getadelt haben: ‚Hallunke, nenne dich! Denn vermummt und verkappt Leute anfallen, die mit offenem Angesicht einhergehn, das thut kein ehrlicher Mann: das thun Buben und Schufte. Also: Hallunke, nenne dich!' probatum est. — Die in Deutschland endlich erlangte und sogleich auf das Ehrloseste mißbrauchte Pressfreiheit sollte wenigstens durch das Verbot aller und jeder Anonymität und Pseudonymität bedingt seyn, damit Jeder für das, was er durch das weitreichende Sprachrohr der Presse öffentlich verkündet, wenigstens mit seiner Ehre verantwortlich wäre, wenn er noch eine hat; und wenn keine, damit sein Name seine Rede neutralisierte. Ein anonymer Recensent ist ein Kerl, der Das, was er über Andere und ihre Arbeit der Welt berichtet und respective verschweigt, nicht vertreten will und daher sich nicht nennt. Alles anonyme Recensieren ist auf Lug und Trug abgesehn. Daher, wie die Polizei nicht zuläßt, daß man maskiert auf den Gassen einhergehe, sollte sie nicht leiden, daß man anonym schreibt. — Ist denn nicht die Anonymität die feste Burg aller literarischen, zumal publicistischen Schurkerei? — In der Literatur aber sollten alle redlichen Schriftsteller sich vereinigen, die Anonymität durch das Brandmark der öffentlich, unermüdlich und täglich ausgesprochenen äußersten Verachtung zu proskribieren und auf alle Weise die Erkenntnis zur Geltung zur bringen, daß anonymes Recensieren eine Nichtswürdigkeit und Ehrlosigkeit ist. — (Wer anonym schreibt und polemisiert, hat eo ipso die Präsumtion gegen sich, daß er das Publikum betrügen oder ungefährdet Anderer Ehre antasten will. Daher sollte jede, selbst die ganz beiläufige und außerdem nicht tadelnde Erwähnung eines anonymen Recensenten nur mittelst Epitheta, wie ‚der feige anonyme Lump da und da', oder ‚der verkappte anonyme Schuft in jener Zeitschrift' u. s. f. geschehn. Dies ist wirklich der anständige und passende Ton, von solchen Gesellen zu reden, damit ihnen das Handwerk verleidet werde. — Denn bei Angriffen ist Herr Anonymus ohne weiteres Herr Schuft, und Hunderte

gegen Eins ist zu wetten, daß, wer sich nicht nennen will, darauf ausgeht, das Publikum zu betrügen. . . . Ueberhaupt würden mit der Anonymität 99/100 aller literarischen Schurkereien wegfallen. Bis das Gewerbe proskribiert ist, sollte man, bei entstehendem Anlaß, sich an den Menschen, der die Boutique hält (Vorstand und Unternehmer des anonymen Recensions-Instituts) halten, ihn für Das, was seine Löhnlinge gesündigt haben, unmittelbar selbst verantwortlich machen, und zwar in dem Tone, zu welchem sein Gewerbe uns das Recht gibt. . . . # Für die Sünden eines anonymen Recensenten soll man den Menschen, der das Ding herausgibt und redigiert, unmittelbar selbst so verantwortlich machen, als hätte er es selbst geschrieben, wie man den Handwerksmeister für die schlechte Arbeit seiner Gesellen verantwortlich macht. Und dabei soll man mit jenem Kerl so umspringen, wie sein Gewerbe es verdient, ohne alle Umstände. . . . # Ich meines Theils würde eben so gern einer Spielbank oder einem Bordell vorstehn, als einer anonymen Lug-, Trug- und Verleumdungsanstalt.«

Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II.

In Nr. 84 der ‚Fackel' wird eine öffentliche Abbitte, die der verantwortliche Redacteur der ‚Wiener Caricaturen', um der gerichtlichen Verurtheilung zu entgehen, für die bübische Verunglimpfung des Andenkens einer verstorbenen Schauspielerin leistete, besprochen, wird das merkwürdige Beispiel gewürdigt, das hier eine Todte allen lebenden Collegen gab, die sich zur Wehrlosigkeit gegenüber dem infamsten Schnüfflerthum der Tages- und Witzblattpresse verdammten. Es war kein Zufall, daß in solcher Erörterung der Name Bernhard Buchbinder genannt wurde. Nicht nur als der typische Vertreter des »Genres«, als der Publicist, dessen geistiger Horizont von Theatertricots verhängt ist und dessen Routine in der Erforschung der intimsten Garderobengeheimnisse ihres gleichen sucht, nicht nur als der Mann, der über die Mastcur der Palmay so gut zu plaudern weiß wie über das Badezimmer der Odilon und dessen

kritischer Blick Madame Saville zu »eingemummelt«, Mademoiselle Pierny zu »mollet« fand, empfahl er sich der Betrachtung. An und für sich mußte der Fall der ‚Wiener Caricaturen' das Gedenken jenes Wackern befördern. Denn mir war es bekannt: Gegen Herrn Buchbinder als anonymen Autor der lieblichen Rubrik »Hinter den Coulissen« und gegen den verantwortlichen Redacteur des ‚Neuen Wiener Journal' schwebte gleichfalls eine Klage, die die Mutter jener Todten beim Wiener Landesgericht eingebracht hatte. Herr Buchbinder hatte gleichfalls gethan, was der bis heute unbekannte Lump in den ‚Wiener Caricaturen' nicht lassen konnte. Die Betrachtungsweise der beiden Herren unterschied sich nur in einem Punkte. Das »Witzblatt« wartete den Tod des Fräuleins Kalmar ab, um, gestützt auf die in der ganzen Ehrenpresse damals verbreitete Lüge über den Schmuckreichthum, den die Künstlerin hinterlassen haben sollte, ein paar dreckige Bemerkungen anzubringen. Ein Hamburger Rechtsanwalt berichtigte eines von den vielen Blättern, die da geglaubt hatten, die Kunde von dem Juwelennachlaß einer Schauspielerin der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten zu dürfen: in der ‚Arbeiter-Zeitung' vom 18. Juni 1901 sah man den Millionenschmuck der Reporterphantasie zu einem Gesammtvermögen von 15.000 Mark zusammenschrumpfen. Die Glosse des ‚Wiener Caricaturen' war nicht zu berichtigen; sie konnte nur mit der Hundspeitsche oder mit dem Strafparagraphen beantwortet werden. Der Chroniqueur des ‚Neuen Wiener Journal' aber aspirierte schon vor dem Tode der Künstlerin auf eine der beiden Behandlungsarten. Er scheute sich nicht, am 13. April 1901 in die Reihe der schmackhaften Untertitel, die den Inhalt der samstäglichen Rubrik »Hinter den Coulissen« verlockend machen, die Worte aufzunehmen: »Die Kalmar im Sterben«, und er erörterte unter dieser »pikanten« Spitzmarke, wie, wo und warum sich dieses Sterben vollziehe. Die Gemeinheit des-

107

Inhaltes war hier vielleicht noch von der Niedrigkeit übertroffen, die den Zeitpunkt der Publication so passend gewählt hatte. War Einer Schurke genug, dergleichen drucken zu lassen, so hätte ein Anderer Schurke genug sein können, der bis zum letzten Augenblick Gesundung erhoffenden Schwindsüchtigen die niedliche Todesreclame — Theaterleute erhalten ja immerzu »Ausschnitte« — ans Sterbelager zu senden. Herr Buchbinder mag dies nicht gewollt haben; aber daß er es — in Hamburg ist das einem Hamburger Consortium gehörende Schandblatt ziemlich verbreitet — nicht bedacht hatte, macht seine That doppelt sträflich. Drei Wochen später starb die junge Schauspielerin, an Nichtachtung des Talents, die sicherlich hier wie so oft die letzte Ursache allen physischen Ruins war. Und ein paar erpresserische Coulissenschnüffler erstanden ihr als Moralrichter. Die Mutter der Verstorbenen suchte gerichtlichen Schutz. Und das war recht gethan. Todte Schauspieler müssen sich mit der Presse nicht mehr verhalten; sie haben von der Kritik nichts zu fürchten und können sich gegen jede Beleidigung, die ihnen widerfährt, gegen jede Erniedrigung ihrer Persönlichkeit zur Wehr setzen. Nur mußte es angesichts dessen, was die ‚Caricaturen' und was das ‚Neue Wiener Journal' gewagt hatten, jeder beliebige Leser bedauern, daß unser mangelhaftes Strafgesetz bloß den Angehörigen des Verstorbenen gestattet, gegen den an seinem Andenken verübten Frevel gerichtliche Schritte zu unternehmen, daß nicht er selbst, der die Beleidigte nie gekannt hat, legitimiert sei, den Staatsanwalt zur Verfolgung jenes Gesellen zu verhalten, das mit der Ehre der Todten das menschliche Empfinden aller Lebenden so schwer verletzt hatte, und jenes andern, dessen schmutzige Neugier selbst das Sterben nicht als eine Angelegenheit des Privatlebens achtet. . . .

Aus den verlegenen Notizen der Tagespresse

ist den Lesern, ~~was weiter geschah,~~ nicht ganz verständlich geworden. Herr Buchbinder als der muthmaßliche Autor und der »verantwortliche« Redacteur, der natürlich prompt die »Obsorge »vernachläßigt« hatte, waren in Anklagezustand versetzt. Ein halbes Jahr gieng mit der Vernehmung redactioneller Zeugen hin, die sich um keinen Preis erinnern wollten, wer die ständige Rubrik »Hinter den Coulissen« schreibe, und mit Berufung auf Schimpf und Schaden sich der Aussage entschlugen. Das Gericht verstand sich — dank einem alten pressfreundlichen Usus — nicht dazu, nach Schopenhauers Recept: »Hallunke, nenne dich!« vorzugehen, verzichtete auch darauf, sich »an den Menschen, der die Boutique hält«, zu halten, und ließ Herrn J. Lippowitz das Zeugenbekenntnis verweigern. Da es aber endlich, nach wiederholten Verschleppungsmanövern, zum Gerichtstag kam, zogen es die beiden ~~Herren~~ vor, in Gegenwart der Geschwornen und des zahlreichen versammelten Publicums die folgende Abbitte zu leisten: »In der Nummer vom 13. April v. J. des ‚Neuen Wiener Journal' ist unter der Ueberschrift ‚Hinter den Coulissen' ein Artikel erschienen, in welchem der damals mit dem Tode ringenden Schauspielerin ~~Annie Kalmar~~ auf eine höchst ungerechtfertigte und ungehörige Weise nahe getreten wurde. Wir Unterzeichneten ... erklären hiemit, daß wir aufrichtig bedauern, die Veröffentlichung dieses Artikels nicht verhindert zu haben.« ... Herr Buchbinder, der den Artikel geschrieben, bedauerte, seine Veröffentlichung nicht verhindert zu haben. Immerhin — die Erklärung konnte, an erster Stelle der Theaterrubrik abgedruckt, als eine ausreichende Genugthuung angesehen werden. Und für den Fall, daß die Publication nicht erfolgen sollte, ward eine Conventionalstrafe von 1000 Kronen — zugunsten des Oesterreichischen Bühnenvereins — festgesetzt. Herr Buchbinder als Wohlthäter der

Bei keinem andern Berufszweige würde der untersuchende Richter ohneweiters den Einwand gelten lassen, dass dem Zeugen das Bekenntnis der Wahrheit zum Schaden oder zur Schande gereichen könnte. Aber der journalistischen Allmacht gegenüber zögert die Sonde einer Rechtssuchung, die lieber die Gesellschaft in eine Reihe von Berufscliquen, deren Mitglieder einander den Rücken decken, zerfallen liesse, bevor sie einem Redactionsgenossen zuriefe: ~~Lump,~~ du musst wissen, wer den beleidigenden Artikel geschrieben und zum Drucke befördert hat, dein Schaden bekümmert uns nicht, und deine Schande kann durch die Aussage nicht mehr vergrössert werden! ... Wenn die Köchin einen Diebstahl leugnet, wird die Zofe gefragt, der Schlosser ertheilt Auskunft darüber, was in der Werkstatt geschieht. Aber der Chefredacteur, der College vom localen Theil und hundert Reporter können sich nicht erinnern, wer seit Jahren ständig die Rubrik ~~für Coulissenschnüffelei~~ redigiert.

Theatermenschheit: — das konnte im Grunde auch als ein Erfolg des Processes hingenommen werden.

In einer noch unwahrscheinlicheren Rolle sollte der Mann an dem folgenden Tage, dem 21. Juni, auftreten: als Kläger vor den Geschwornen. Als Kläger gegen den Herausgeber der ‚Fackel'. ~~Er hat sich's wie man weiß und wie die meisten Zeitungen nicht gemeldet haben, erspart.~~ . . . ~~Ich lege hier~~ Werth darauf, zu erklären, daß zwischen den beiden Klagesachen ~~wenn man von einer theilweisen Verkettung der Thatbestände — die Autorschaft des Herrn Buchbinder als ein für meinen Wahrheitsbeweis wichtiges Moment — absehen will,~~ nicht der geringste Connex bestanden hat. ~~Herr Buchbinder war vier Monate Angeklagter, bevor er zum Kläger avancierte. Der Klagevertreter in der einen Sache war mein Vertheidiger in der andern. Aber da~~ der gegnerische Anwalt ~~bezüglich~~ der ersten einen Ausgleich versuchte, wurde jede Erörterung über die zweite kurzer Hand abgelehnt. Der Vertreter der Klage gegen Herrn Buchbinder nahm von allem Anfang an den Standpunkt ein, eine öffentliche Abbitte nebst der Verpflichtung, die Gesammtkosten zu tragen, sei der öffentlichen Verhandlung über einen Eingriff in's Privatleben vorzuziehen, bei der die Sühne, die man erreichen wolle, oft nur durch neuerlichen Unglimpf erkauft wird. Herr Buchbinder aber behielt, da der Text der Abbitte aufgesetzt war, vollste Freiheit, die gegen mich erhobene Klage ~~— sie bezog sich vor allem auf meine Würdigung des von ihm betriebenen Schandgewerbes in No. 84 —~~ aufrechtzuhalten.

Er hat sie — ich konnte ihm dies schon an dem Tage, da er den incriminierten Artikel confiscieren liess, prophezeien — im letzten Moment fallen gelassen. ~~Es ward ihm nicht allzu schwer.~~ Denn nicht dem innern Druck verletzten Ehrgefühls gab er nach, da er sich zur ~~Schwurgerichts~~klage entschloss, sondern dem Druck einer ~~gewissenlosen~~

Clique, die sich seiner als Werkzeugs gegen mich bedienen wollte. Die Herren hatten bloß auf meine Verurtheilung, nicht mit dem Wahrheitsbeweis gerechnet, den ich — ein humaner Angeklagter — schon lange vor der Verhandlung antrat. ~~Aber die~~ Ergebnisse des Beweisverfahrens brachten ~~wohl~~ den Kläger, nicht sie aus der Fassung. Herrn Lippowitz, der, ~~wie Schopenhauer sagt,~~ »das Ding herausgibt und redigiert«, ward sein Buchbinder erst ein werthes Mitglied. ~~Er werde ihn~~ möge da kommen, was wolle, ~~halten;~~ nur müsse er den Proceß gegen mich, der ja trotz alledem mit meiner Verurtheilung enden konnte, durchführen. Alle Vorstellungen honoriger Collegen — ~~es gibt auch solche im~~ Verbande des ‚Neuen Wiener Journals' —, Herrn Buchbinder fortan doch an weniger auffallender Stelle zu beschäftigen, blieben fruchtlos. Der Mann, der die Boutique des ‚Extrablatt' hält, Herr Julius Bauer, gieng im Heroismus noch weiter. Er stellte Herrn Buchbinder für den Fall, daß er doch wider Erwarten im ‚Neuen Wiener Journal' unmöglich werden sollte, ein sicheres Plätzchen an seiner Krippe in Aussicht; nur müsse er den Proceß gegen mich, der ja trotz alledem mit meiner Verurtheilung enden konnte, durchführen. So soll der Nachfolger Heinrich Heine's dem Manne zugeredet haben, an dessen Schicksal er mit ~~der~~ leicht verständlichen Zärtlichkeit ~~des Collegen und Landsmannes~~ Antheil nimmt: die gleiche Unbildung und die gleiche Enge des mit Theaterbrettern vernagelten Horizonts und die gleiche Entwicklung, die aus dem Talent ~~eines~~ ungarischen Pferdehändlers einen Wiener Humoristen und Beherrscher des Wiener Theatermarktes macht. Herr Buchbinder konnte der drängenden »Concordia«, die ihn zwar nicht als ihr Mitglied, aber als ihr Werkzeug haben wollte, den Gefallen nicht thun. Und angesichts der ~~unerhörten~~ Alternative, die ihm sein Chef gestellt: im Gerichtssaal den ~~Herrn Lippowitz~~ in allen seinen Einzelheiten bekannt zu

Wahrheitsbeweis über sich ergehen zu lassen oder aus dem Verbande des ‚Neuen Wiener Journals' zu scheiden, — musste er das zweite wählen. Die Art, in der Herr Lippowitz die Entlassung eines Mitglieds, das ihm durch sieben Jahre für 120 Gulden Monatslohn in den Rubriken »Hinter den Coulissen« und »Wiener Leben« und in zahllosen Theaterreferaten die werthvollsten Erbärmlichkeiten geleistet hatte, ~~vollzog,~~ hat auch jene Wiener Journalisten, die sich ungern Berufsgenossen des Herrn Buchbinder nennen hörten, ~~mit Recht aufgebracht,~~ und nur schwer widerstehe ich der Versuchung, mich ~~des~~ Mannes, dessen parasitäres Wirken ich ~~stets verdammt habe~~ ~~heute anzunehmen~~. Denn für Herrn J. Lippowitz war er erst an dem Tage unmöglich geworden, da er meine Verurtheilung unmöglich gemacht hatte.

Herr Buchbinder ist — man darf sich's ohne Wehmuth gestehen — erledigt. Aber das »Genre« wird J. Lippowitz wohl nicht allzulange verwaist lassen. Oder wollte er sich fortan auf seine eigene Scheere, mit der er ~~gewohnheitsmäßig~~ den Weltklatsch aus der internationalen Presse ~~ohne Angabe der Quelle~~ entnimmt, verlassen? Das ist nicht zu befürchten. Auch das Familienleben ~~von~~ Wiener Persönlichkeiten ~~erfordert~~ ~~seine~~ ständige Erörterung, und es wird nothwendig sein, die heranwachsende Generation der Buchbindergehilfen zu selbstthätiger Erfüllung des Berufs zu erziehen. So billig werden sie freilich nicht sein wie der entlassene Altgeselle, der ja für die kritische Gelegenheit noch dankbar sein mußte, die ihm der Unternehmer zu unsauberem Tantièmengewinn gewährte, für den publizistischen Unterschlupf, aus dem sich so einträgliche Raubzüge auf die Wiener Vorstadttheater unternehmen ließen. Er wird jetzt wohl nicht nur beim Civilgericht die dreimonatliche Kündigungsfrist, die ihm Herr Lippowitz verweigert hat, ansprechen, sondern hoffentlich auch ein Ehrengericht von Fachmännern anrufen, das sich ernstlich

mit der Frage befassen müßte, ob nicht Herr Bernhard Buchbinder jetzt erst ~~recht~~ würdig zu befinden sei, dem Redactionsstabe des J. Lippowitz anzugehören. Vor diesem Standesgericht wäre die Auffassung, die der Leiter des ‚Neuen Wiener Journals' von dem Zeitungsberuf hat, eingehend zu prüfen. Denn der Ehrenerklärung, die der eigene »Verantwortliche« des Herrn Lippowitz am 20. Juni im Gerichtssaal abgab, hat der Eigenthümer des ‚Neuen Wiener Journals' die Aufnahme verweigert. Der Gentleman hat der Beleidigung einer Sterbenden Raum gegeben; aber er duldet nicht, daß die Leser auch Kenntnis von der Genugthuung erhalten, die dem Andenken der Gestorbenen zutheil wurde. ~~Ich hatte~~ Von Herrn Buchbinder ~~in Nr. 84~~ gesagt, er verdiene für sein öffentliches Wirken zum »Bordellritter« geschlagen zu werden. ~~Aber~~ Ich möchte ~~mit Schopenhauer reden~~ so gern einem Bordell vorstehen« als ... dem ‚Neuen Wiener Journal'! »Man sollte« Herrn Lippowitz »für das, was seine Löhnlinge gesündigt haben, unmittelbar selbst so verantwortlich machen, als hätte er es selbst geschrieben«. Man sollte; aber man hat nicht einmal die gesetzliche Möglichkeit, ihn zur Aufnahme einer Erklärung, die sein verantwortlicher Redacteur namens des Blattes abgab, zu verhalten. Ich will Herrn Lippowitz, der ruhigen Gewissens seinen ehemaligen Kuli die 1000 Kronen Conventionalstrafe zahlen läßt, die Ausdrücke nicht verrathen, die ~~neulich~~ in Gerichtskreisen zur Würdigung seines Edelsinns gebraucht worden sind. Aber den ministeriellen und parlamentarischen Pressreformern will ich diesen Fall allen Ernstes ans Herz legen. Er zeigt wie kein zweiter, wie aberwitzig es ist, für alle Unthaten, die der finanzielle Nutznießer und Leiter eines Blattes begeht oder begehen läßt, ~~immer einen andern~~ büßen zu lassen. Herr Lippowitz hat durch Verweigerung der Aufnahme jener Ehrenerklärung bekundet, daß er der wahrhaft Schuldige ist, daß er, was der

Autor selbst und der verantwortliche Redacteur bereits ~~bedauernd~~ zurückgenommen haben, noch heute aufrecht erhält, und weder das geltende noch das künftige Pressgesetz bieten eine Handhabe gegen den Unternehmer, der jede Gemeinheit begehen ~~lassen~~ darf und keine einzige bereuen muß. Aber so häßlich es war, klug war es nicht, den fünf Zeilen die Aufnahme zu versagen. Sie wären die erste anständige Notiz gewesen, die seit der Gründung des ‚Neuen Wiener Journals' in dessen Theatertheil erschienen ist.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

»*Akademischer*« *Ingenieur.* Ihr Wunsch nach einer Meinungsäußerung war, ehe Ihr Brief eintraf, erfüllt und enttäuscht: Die Aeußerung war erfolgt, aber die Meinung widersprach schroff den Erwartungen. Nur durfte eben der ‚Fackel' keine andere Meinung zutrauen, wer als alter Leser ihre Anschauungen über den Doctortitel kannte, den sie nicht auch Technikern, sondern den Absolventen der Hochschule auch nicht verliehen wissen wollte. Mit dem Ingenieurtitel steht es noch anders. Ingenieur, die Bezeichnung einer Berufsthätigkeit, kann kein Titel sein; sonst könnten nächstens die Absolventen der Handelsakademien verlangen, daß man den »Titel Kaufmann«, die Absolventen der Akademien der bildenden Künste, daß man die »Titel Maler und Bildhauer« schütze. Die ‚Fackel' tritt keineswegs für die Gewerbeschüler, sondern bloß gegen einen Widersinn ein. Aber vielleicht, ja höchst wahrscheinlich hat nicht die Maßlosigkeit der Forderungen unserer Techniker, sondern vielmehr eine absichtliche — und irreführende — Mäßigung den Widersinn verschuldet. Es ist den Technikern wohl gar nicht um einen Titel zu thun. Ernste Männer können schwerlich das Ansehen der österreichischen Ingenieure dadurch, daß auch absolvierte Gewerbeschüler sich Ingenieure nennen, bedroht glauben, da doch in den Ländern der höchstentwickelten Technik, in England und Amerika, ohne daß das Ansehen der Techniker litte, die Bezeichnung »engineer« für jede technische Hilfskraft — also etwa für einen Motorführer der Straßenbahn — gebraucht wird und niemand dort daran denkt, die Bezeichnung »civil engineer«, die für Ingenieure in unserem Sinne — aber keineswegs lediglich für die an Hochschulen ausgebildeten — angewendet wird, zu einem Titel zu stempeln. Die hervorragenden Techniker, die jetzt das Verlangen der lediglich titelsüchtigen unterstützen, verfolgen zweifellos viel weitergehende Absichten: unter dem »Schutz des Ingenieurtitels« soll der Befähigungsnachweis für Ingenieure errungen werden. Man ist nicht so thöricht, Leuten, die, ohne technische Hochschulstudien, den Ingenieurberuf ausüben, die Bezeichnung Ingenieur zu versagen; wohl aber will man in

DIE BELEIDIGUNG EINER STERBENDEN

Juni 1902

»Vor allen Dingen daher müßte jenes Schild aller literarischen Schurkerei, die Anonymität, dabei wegfallen. ⌣ Es ist unglaublich, welche Frechheit sich der Burschen bemächtigt, und vor welchen literarischen Gaunereien sie nicht zurückbeben, wenn sie unter dem Schatten der Anonymität sich sicher wissen. Wie es Universal-Medizinen gibt, so ist folgendes eine Universal-Antikritik gegen alle anonymen Rezensionen, gleichviel, ob sie das Schlechte gelobt oder das Gute getadelt haben: ‚Hallunke, nenne dich! ⌣‘ Die in Deutschland endlich erlangte und sogleich auf das Ehrloseste mißbrauchte Preßfreiheit sollte wenigstens durch das Verbot aller und jeder Anonymität bedingt seyn, damit Jeder für das, was er durch das weitreichende Sprachrohr der Presse öffentlich verkündet, wenigstens mit seiner Ehre verantwortlich wäre, wenn er noch eine hat; und wenn keine, damit sein Name seine Rede neutralisierte. ⌣ Ist denn nicht die Anonymität die feste Burg aller literarischen, zumal publizistischen Schurkerei? ⌣ In der Literatur sollten alle redlichen Schriftsteller sich vereinigen, die Anonymität durch das Brandmark der öffentlich, unermüdlich und täglich ausgesprochenen äußersten Verachtung zu proskribieren und auf alle Weise die Erkenntnis zur Geltung zu bringen, daß anonyme Rezensionen eine Nichtswürdigkeit und Ehrlosigkeit ist. ⌣ Wer anonym schreibt und polemisiert, hat eo ipso die Präsumtion gegen sich, daß er das Publikum betrügen oder ungefährdet Anderer Ehre antasten will. Daher sollte jede, selbst die ganz beiläufige und außerdem nicht tadelnde Erwähnung eines anonymen Rezensenten nur mittelst Epitheta, wie ‚der feige anonyme Lump da und da‘, oder ‚der verkappte anonyme Schuft in jener Zeitschrift‘ u. s. f. geschehn. Dies ist wirklich der anständige und passende Ton, von solchen Gesellen zu reden, damit ihnen das Handwerk verleidet

werde. ⌣ Denn bei Angriffen ist Herr Anonymus ohne weiteres Herr Schuft, und Hunderte gegen Eins ist zu wetten, daß, wer sich nicht nennen will, darauf ausgeht, das Publikum zu betrügen. ⌣ Überhaupt würden mit der Anonymität 99/100 aller literarischen Schurkereien wegfallen. Bis das Gewerbe proskribiert ist, sollte man, bei entstehendem Anlaß, sich an den Menschen, der die Boutique hält (Vorstand und Unternehmer des anonymen Rezensions-Instituts) halten, ihn für Das, was seine Löhnlinge gesündigt haben, unmittelbar selbst verantwortlich machen, und zwar in dem Tone, zu welchem sein Gewerbe uns das Recht gibt. ⌣ Für die Sünden eines anonymen Rezensenten soll man den Menschen, der das Ding herausgibt und redigiert, unmittelbar selbst so verantwortlich machen, als hätte er es selbst geschrieben. ⌣ Und dabei soll man mit jenem Kerl so umspringen, wie sein Gewerbe es verdient, ohne alle Umstände. ⌣ Ich meines Teils würde eben so gern einer Spielbank oder einem Bordell vorstehn, als einer anonymen Lug-, Trug und Verleumdungsanstalt.«

Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II.

Ich habe einmal die öffentliche Abbitte besprochen, die der verantwortliche Redakteur eines traurigen Witzblattes für die Verunglimpfung des Andenkens einer in Hamburg verstorbenen Schauspielerin leisten mußte. Einer Frau, die wie keine die Identität elementarer Weiblichkeit mit den höchsten Möglichkeiten der Schauspielerin den Sehenden zum Bewußtsein gebracht hat und die den Schicksalsweg aller zeitwidrigen Urkraft ging. Die das Unglück gehabt hat, daß sie schön war über alle Maßen, und daß ihre Schönheit den Wienern strahlte. Und diese Schönheit mußte untergehen, damit sich zeige, daß die Häßlichkeit auf Erden uns erhalten sei. Ich habe das Beispiel gewürdigt, das hier eine Tote allen lebenden Kollegen gab, die sich zur Wehrlosigkeit gegenüber dem infamsten Schnüfflertum der Tages- und Witzblattpresse verdammt haben. Es war kein Zufall, daß in solcher Erörterung der Name eines gewissen

Bernhard Buchbinder genannt wurde. Nicht nur als der typische Vertreter des »Genres«, als der Publizist, dessen Horizont ~~von~~ Theatertrikots verhängt ist und dessen Routine in der Erforschung von Garderobegeheimnissen ihresgleichen sucht, nicht nur als der Mann, der über die Mastkur der Palmay so gut zu plaudern wußte wie über das Badezimmer der Odilon, empfahl er sich der Betrachtung. An und für sich legte der Prozeß gegen jenes Witzblatt die Beschäftigung mit Herrn Buchbinder nahe. Denn mir war es bekannt: gegen ihn als anonymen Autor der lieblichen Rubrik »Hinter den Kulissen« und gegen den verantwortlichen Redakteur des ‚Neuen Wiener Journals' schwebte gleichfalls eine Klage, die die Mutter der Toten beim Wiener Landesgericht eingebracht hatte. Herr Buchbinder hatte getan, was der bis heute unbekannte Kollege vom Witzblatt nicht lassen konnte. Die Pietät der beiden Burschen unterschied sich nur in einem Punkte. Das Witzblatt wartete den Tod der Schauspielerin Annie Kalmar ab, um gestützt auf die in der Klatschpresse aller Parteien damals verbreitete Lüge über den Schmuckreichtum, den sie hinterlassen haben sollte, ein paar bübische Bemerkungen anzubringen. Ein Hamburger Rechtsanwalt berichtigte eines von den vielen Blättern, die da geglaubt hatten, die Kunde von dem Juwelennachlaß einer Schauspielerin der Öffentlichkeit nicht vorenthalten zu dürfen: in der ‚Arbeiter-Zeitung', die ~~geglaubt~~ hatte, die Sozialpolitik des Aschenbrödels vertreten ~~zu müssen~~ sah man den Millionenschmuck ~~der~~ Reporterphantasie zu einem ~~Erbe~~ von 15.000 Mark zusammenschrumpfen. Die ~~Glosse~~ des Witzblattes war nicht zu berichtigen; sie konnte nur mit der Peitsche oder mit dem Strafparagraphen beantwortet werden. Der Chroniqueur des ‚Neuen Wiener Journals' aber, der sich die Aktualität sichern wollte, machte schon in den Tagen, die die Schauspielerin zwischen Leben und Tod verbrachte, auf eine der

beiden Behandlungsarten Anspruch. Denn er scheute sich nicht, am 13. April 1901 in die Reihe der schmackhaften Untertitel, die den Inhalt der samstägigen Rubrik »Hinter den Kulissen« verlockend machen, die Worte aufzunehmen: »Die Kalmar im Sterben«, und er erörterte unter dieser angenehmen Spitzmarke, wie und warum sich dieses Sterben vollziehe. Die Ordinärheit der Tat war hier von der Niedrigkeit übertroffen, die den Zeitpunkt gewählt hatte. War Einer Schurke genug, dergleichen drucken zu lassen, so hätte ein Anderer Schurke genug sein können, einer Schwindsüchtigen, die bis zum letzten Augenblick ans Gesundwerden glaubt, die pikante Todesreklame — Theaterleute erhalten ja immerzu »Zeitungsausschnitte« — ans Sterbelager zu senden. Herr Buchbinder mochte dies nicht gewollt haben; aber wenn er es nicht bedacht hatte, war seine Tat zweimal niederträchtig: eine Injektion journalistischer Niedertracht, weder geeignet, das Leben zu verlängern, noch das Sterben zu erleichtern. Drei Wochen später starb die dreiundzwanzigjährige Schauspielerin, an der Nichtachtung ihrer künstlerischen Persönlichkeit, die sicherlich hier wie so oft die letzte Ursache physischen Ruins war. Und ein paar erpresserische Kulissenschnüffler erstanden ihr als Moralrichter. Die Mutter der Verstorbenen suchte gerichtlichen Schutz. Tote Schauspieler müssen sich mit der Presse nicht mehr »verhalten«; sie haben von der Kritik nichts zu fürchten und können sich gegen eine Beleidigung, die ihnen widerfährt, getrost zur Wehr setzen. Nur mußte es angesichts dessen, was hier gewagt worden war, jeder ~~beliebige~~ Leser bedauern, daß unser mangelhaftes Strafgesetz bloß den familiären Angehörigen einer Verstorbenen gestattet, gegen den an ihrem Andenken verübten Frevel gerichtliche Schritte zu unternehmen. Er mußte bedauern, daß nicht er als Leser, und wenn er die Beleidigte nie gesehen hätte, legitimiert sei, einen Staatsanwalt zur Verfolgung jener

Subjekte zu verhalten, die mit der Ehre der Toten das menschliche Empfinden aller Lebenden so schwer verletzt hatten und deren schmutzige Neugier selbst das Sterben nicht als eine Angelegenheit des Privatlebens achtet.

Aus den verlegenen Notizen der Tagespresse ist den Lesern die Entwicklung der Dinge nicht ganz verständlich geworden. Herr Buchbinder als der mutmaßliche Autor, der sich natürlich verleugnete, und der »verantwortliche« Redakteur, der natürlich prompt die »Obsorge vernachlässigt« hatte, waren in Anklagezustand versetzt worden. Ein halbes Jahr ging unter der Vernehmung redaktioneller Zeugen dahin, die sich um keinen Preis erinnern wollten, wer die ständige Rubrik »Hinter den Kulissen« in ihrem Blatt schreibe, und mit Berufung auf Schande und Schaden sich der Aussage entschlugen. Das Gericht verstand sich — dank dem alten preßfreundlichen Usus — nicht dazu, nach Schopenhauers Rezept: »Hallunke, nenne dich!« vorzugehen, verzichtete auch darauf, »sich an den Menschen, der die Boutique hält, zu halten«, und ließ auch Herrn J. Lippowitz das Zeugenbekenntnis verweigern. In keiner andern Berufssphäre ließe der untersuchende Richter ohneweiters den Einwand gelten, daß dem Zeugen das Bekenntnis der Wahrheit zum Schaden oder zur Schande gereiche. Aber der journalistischen Allmacht gegenüber zögert die Sonde einer Rechtssuchung, die lieber die bürgerliche Gesellschaft in eine Reihe von Berufscliquen, deren Mitglieder einander den Rücken decken, zerfallen ließe, bevor sie dem Redaktionsgenossen zuriefe: Hallunke, nenne ihn! Du mußt wissen, wer den beleidigenden Artikel geschrieben und zum Drucke befördert hat, dein Schaden bekümmert uns nicht, und deine Schande kann durch die Aussage nicht vergrößert werden!... Wenn die Köchin einen Diebstahl leugnet, wird die Zofe gefragt, der Schlosser muß Auskunft darüber

erteilen, was in der Werkstatt geschah. Aber der Chefredakteur, der Kollege vom lokalen Teil und ein Dutzend Reporter können sich nicht erinnern, wer seit Jahren ständig eine schon von weitem anrüchige Rubrik füllt.

Da es aber endlich, nach wiederholten Verschleppungsmanövern, zum Gerichtstag kam, zogen es die beiden Angeklagten vor, in Gegenwart der Geschwornen und des zahlreich versammelten Publikums die folgende Abbitte zu leisten: »In der Nummer vom 13. April v. J. des ‚Neuen Wiener Journals, ist unter der Überschrift ‚Hinter den Kulissen' ein Artikel erschienen, in welchem der damals mit dem Tode ringenden Schauspielerin Annie Kalmar auf eine höchst ungerechtfertigte und ungehörige Weise nahe getreten wurde. Wir Unterzeichneten . . . erklären hiermit, daß wir aufrichtig bedauern, die Veröffentlichung dieses Artikels nicht verhindert zu haben.« . . . Herr Buchbinder, der den Artikel geschrieben, bedauerte, seine Veröffentlichung nicht verhindert zu haben. Immerhin — die Erklärung konnte, an erster Stelle der Theaterrubrik abgedruckt, als eine ausreichende Genugtuung angesehen werden. Und für den Fall, daß die Publikation unterlassen, etwa von dem nicht anklagbaren Besitzer der Boutique versagt werden sollte, ward eine Konventionalstrafe von 1000 Kronen — zugunsten des Österreichischen Bühnenvereins — festgesetzt. Herr Buchbinder als Wohltäter der Theatermenschheit? — das konnte im Grunde auch als ein Erfolg des Prozesses hingenommen werden.

In einer noch unwahrscheinlicheren Rolle sollte der Mann an dem folgenden Tage, dem 21. Juni, auftreten: als Kläger vor den Geschwornen. Als Kläger gegen mich, den Herausgeber der ‚Fackel', der ihn in der Besprechung der Angelegenheit jenes Witzblatts seiner tiefen Verachtung versichert und behauptet hatte, daß er ein »Schandgewerbe« betreibe. Zwischen

den beiden Klagesachen bestand ein Zusammenhang: die Autorschaft des Herrn Buchbinder gehörte zu meinem Wahrheitsbeweis. Aber die Injurien konnten einander nicht aufwiegen. Als der gegnerische Anwalt in der ersten Sache einen Ausgleich versuchte, wurde jede Erörterung über die zweite kurzer Hand abgelehnt. Herr Buchbinder versuchte den Konnex herzustellen. Er hoffte auf ein Tauschgeschäft. Er hatte einen Lebenden verklagt, um sich von der Verfolgung durch eine Tote zu befreien. Er vermutete, daß mein Einfluß diese erfreuliche Aussicht bot. Aber er vergaß, daß die Motive, die mein Interesse an dieser Sache bestimmten, mir sie zugleich auch wichtiger erscheinen lassen mußten, als meine Bequemlichkeit oder selbst Freiheit, die durch die Klage des Herrn Buchbinder bedroht waren. Nur die Gesinnung, die eine Sterbende geschmäht hatte, konnte mir zumuten, daß ich einem »Ausgleich« zustimmen würde, wie er miserabler nicht gedacht werden kann, daß ich die Rettung aus einer persönlichen Gefahr — dem wegen Preßbeleidigung Vorbestraften drohte diesmal Arrest — als glatte Sühne für die Beleidigung einer Toten hinnehmen würde. Der Vertreter der Klage gegen Herrn Buchbinder nahm von allem Anfang an den Standpunkt ein, eine öffentliche Abbitte nebst der Verpflichtung, die Gesamtkosten zu tragen, sei einer öffentlichen Verhandlung über einen Eingriff ins Privatleben vorzuziehen, bei der die Sühne, die man erreichen will, oft nur durch neuerlichen Unglimpf erkauft wird. Herr Buchbinder aber behielt, als der Text der Abbitte diktiert war, vollste Freiheit, die gegen mich erhobene Klage aufrechtzuhalten.

Er hat sie — ich konnte ihm dies schon an dem Tage, da er den inkriminierten Artikel konfiszieren ließ, prophezeien — im letzten Moment fallen gelassen. Es ward ihm nicht allzu schwer. Denn nicht dem innern Druck verletzten Ehrgefühls hatte er nachgegeben, da er sich zur Klage entschloß, sondern dem

Druck einer gewissenlosen Clique, die sich seiner als eines Werkzeugs gegen mich bedienen wollte. Die Herren hatten bloß auf meine Verurteilung, aber nicht mit dem Wahrheitsbeweis gerechnet, den ich — ein humaner Angeklagter — schon lange vor der Verhandlung antrat. Aber die Ergebnisse dieses Beweisverfahrens brachten zwar den Kläger, doch nicht seine Hintermänner aus der Fassung. Im Gegenteil, Herrn Lippowitz, der »das Ding herausgibt und redigiert«, ward sein Buchbinder erst ein wertes Mitglied, als sich herausstellte, daß seine journalistische Karriere von einer Budapester Erpressungsaffäre ihren Ausgang genommen hat. Herr Lippowitz werde ihn halten, hieß es, möge da kommen, was wolle: nur müsse er den Prozeß gegen mich, der ja trotz alledem mit meiner Verurteilung enden konnte, durchführen. Alle Vorstellungen honoriger Kollegen — ein J. J. David hat dem Verbande des ‚Neuen Wiener Journals' angehört —, Herrn Buchbinder fortan doch an weniger auffallender Stelle zu beschäftigen, blieben erfolglos. Der Mann, der die Boutique des ‚Extrablatts' hält, Herr Julius Bauer, ging im Heroismus noch weiter. Er stellte Herrn Buchbinder für den Fall, daß er wider Erwarten im ‚Neuen Wiener Journal' unmöglich werden sollte, ein sicheres Plätzchen an seiner Krippe in Aussicht: nur müsse er den Prozeß gegen mich, der ja trotz alledem u. s. w., durchführen. So soll Aristophanes dem Manne zugeredet haben, an dessen Schicksal er mit einer leicht verständlichen Zärtlichkeit Anteil nimmt: die gleiche Unkultur und die gleiche Enge des mit Theaterbrettern vernagelten Horizonts und die gleiche Entwicklung, welche den gebornen ungarischen Pferdehändler zum Beherrscher des Wiener Theatermarktes verdorben hat.

Herr Buchbinder konnte der drängenden »Concordia«, die ihn zwar nicht als ihr Mitglied, aber als ihr Werkzeug haben wollte, den Gefallen nicht tun.

Und aus der ~~infamen~~ Alternative, die ihm sein Chef gestellt: in offener Verhandlung einen dem Lippowitz in allen ~~fürchterlichen~~ Einzelheiten inzwischen bekannt gewordenen Wahrheitsbeweis über sich ergehen zu lassen oder aus dem Verbande des ‚Neuen Wiener Journals' zu scheiden — mußte er den zweiten Ausweg wählen. Die Art, in der Herr Lippowitz die Entlassung eines Mitgliedes vollzog, das ihm durch sieben Jahre für 120 Gulden Monatslohn in den Rubriken »Hinter den Kulissen« und »Wiener Leben« und in zahllosen Theaterreferaten die wertvollsten Erbärmlichkeiten geleistet hatte, hat auch jene Wiener Journalisten nicht kalt gelassen, die sich genug ungern Berufsgenossen des Herrn Buchbinder nennen hörten, und nur schwer widerstehe ich der Versuchung, mich eines Mannes anzunehmen, dessen schmutziges Wirken ich beinahe im Gerichtssaal demonstriert hätte. Denn für Herrn J. Lippowitz war er erst an dem Tage unmöglich geworden, da er ihm meine Verurteilung unmöglich gemacht hatte.

Herr Buchbinder ist — man darf sich's ohne Wehmut gestehen — erledigt, das Wiener Geistesleben von einem Parasiten befreit, der Blätterwald um ein Schlinggewächs ärmer. Aber das »Genre« wird J. Lippowitz wohl nicht allzulange verwaist lassen. Oder wollte er sich fortan auf seine eigene Schere, mit der er den Weltklatsch aus der internationalen Presse schneidet, verlassen? Das ist nicht zu befürchten. Auch das Familienleben der Wiener Persönlichkeiten bedarf ständiger Überwachung, und es wird notwendig sein, die heranwachsende Generation der Buchbindergehilfen zu selbsttätiger Erfüllung des Berufs zu erziehen. So billig werden sie freilich nicht sein wie der entlassene Altgeselle, der ja für die kritische Gelegenheit zum Tantièmengewinn noch dankbar sein mußte, die ihm der Unternehmer gewährte, für den publizistischen Unterschlupf, aus dem sich Raubzüge auf die Wiener Vorstadttheater

unternehmen ließen. Aber er wird jetzt wohl nicht nur beim Zivilgericht die dreimonatige Kündigungsfrist, die ihm Herr Lippowitz verweigert hat, ansprechen, sondern hoffentlich auch ein Ehrengericht von Fachmännern anrufen, das sich ernstlich mit der Frage befassen müßte, ob nicht Herr Bernhard Buchbinder jetzt erst würdig sei, dem Redaktionsstabe des J. Lippowitz anzugehören. Und vor diesem Standesgericht wäre die Auffassung, die der Leiter des ‚Neuen Wiener Journals' von dem publizistischen Beruf hat, eingehend zu prüfen. Denn der Ehrenerklärung, die der »Verantwortliche« des Herrn Lippowitz am 20. Juni im Gerichtssaal abgab, hat der Eigentümer des ‚Neuen Wiener Journals' die Aufnahme verweigert. Der Eventualfall trat ein, wirklich und wahrhaftig. Der ~~Gentleman~~ hatte der Beleidigung einer Sterbenden Raum gegeben; aber er duldete nicht, daß die Leser auch Kenntnis von der Genugtuung erhalten, die dem Andenken der Gestorbenen zuteil wurde. Von Herrn Buchbinder war — in mißbräuchlicher Anwendung des Worts für eine schlechtere Sache — in der ‚Fackel' gesagt worden, er verdiene für sein öffentliches Wirken zum »Bordellritter« geschlagen zu werden. Ich bedaure das und teile auch Schopenhauers Ansicht nicht. Denn ich möchte wahrlich viel lieber einem Bordell vorstehen als dem ‚Neuen Wiener Journal'! »Man sollte« Herrn Lippowitz »für das, was seine Löhnlinge gesündigt haben, unmittelbar selbst so verantwortlich machen, als hätte er es selbst geschrieben«. Man sollte; aber man hat nicht einmal die gesetzliche Möglichkeit, ihn zur Aufnahme einer Erklärung, die sein verantwortlicher Redakteur namens des Blattes abgab, zu zwingen. Ich will Herrn Lippowitz, der ruhigen Gewissens seinen ehemaligen Kuli die 1000 Kronen Konventionalstrafe zahlen ließ, die Ausdrücke nicht verraten, die in Gerichtskreisen zur Würdigung seines Edelsinns gebraucht worden sind. Aber den ministeriellen und parlamentarischen Preßreformern

möchte ich diesen Fall ans Herz legen. Er zeigt wie kein zweiter, wie aberwitzig es ist, für alle Untaten, die der finanzielle Nutznießer und Leiter eines Blattes begeht oder begehen läßt und so mit doppelter Verantwortung begeht, den Angestellten büßen zu lassen. Herr Lippowitz hat durch Verweigerung der Aufnahme jener Ehrenerklärung bekundet, daß er der wahrhaft Schuldige ist, daß er, was der Autor selbst und der verantwortliche Redakteur bereits »mit aufrichtigem Bedauern« zurückgenommen haben, noch heute aufrechthält, und weder das geltende noch das entworfene Preßgesetz bieten eine Handhabe gegen den Unternehmer, der jede Gemeinheit begehen darf und keine einzige bereuen muß. Aber so häßlich es war, klug war es nicht, den fünf Zeilen die Annahme zu versagen. Sie wären die erste anständige Notiz gewesen, die seit der Gründung des ‚Neuen Wiener Journals' in dessen Theaterteil erschienen ist.

(Was ich nie geleugnet, aber zu sagen nicht für nötig erachtet habe, soll nach so vielen Jahren festgestellt sein: ich selbst hatte jene Prozesse, die einer allgemeinen Sache aus persönlichstem Gefühle dienten, veranlaßt. Ich müßte mich schämen, in einem Bekenntnisbuch dergleichen zu verschweigen. »Bei Gott! ich hab's wahrlich getan, und es ist beim Teufel nicht das Schlechteste, was ich in meinem Leben getan habe.«)

bisher »durch Inserate« angeboten wurden, ist freilich keine Neuigkeit. Und darum haben unsere liberalen Blätter recht gethan, als sie diese Mittheilung ihren Lesern vorenthielten. So ist denn die Meldung der ‚Correspondenz Wilhelm' in der ‚Neuen Freien Presse' und verwandten Journalen mit Hinweglassung des Hinweises auf die Inserate, mittels deren »die Leichtgläubigen herangelockt« wurden, erschienen. Durch die Warnung, der die liberale Presse die Aufnahme nicht verweigern konnte, die sie aber in kleinstem Druck erscheinen lässt, werden die Ordensschwindler ohnehin beleidigt. Soll sie auch noch ihre beste Annoncenkundschaft abschrecken?

DER ZERRISSENE.

(Causa Herzl contra Nestroy.)

In der Schul' haben s' extra eine Eselsbank; in der Welt sind die Eseln auf allen Plätzen zerstreut; d'rum herrscht auch nur in der Schul' diese Indiscretion, dass s' ei'm sagen können: »Marsch auf die Eselsbank!« In der Welt, wenn ich da in ein Gasthaus oder in ein Kaffeehaus geh'n werd', riskier' ich das nicht; oder wenn ich in ein Theater geh', da kann kein Sitzaufsperrer zu mir sagen: »Ich bitt', Sie sind ein Esel, Sie g'hören auf diese Bank!« Das geht nicht. (Nestroy, »Die schlimmen Buben«, 4. Scene.)

Der Mensch ist endlich auch ein Federvieh, denn gar Mancher zeigt, wie er a Feder in die Hand nimmt, dass er ein Vieh ist. (Nestroy, ebenda, 10. Scene.)

Nein, diese Ausfälle des schlimmen Buben Willibald können nicht vorahnend auf die Herren gemünzt sein, die ein halbes Jahrhundert später seinen Schöpfer, Johann Nestroy, missverstanden haben. Die Eselsbänke

mindestens sind jetzt auch in den Theatern deutlich markiert, und Nestroy könnte höchstens den von kleineren Herrschaften abgelegten Beinamen »Wiener Aristophanes«, den sie ihm bedenkenlos applicieren, als Beleidigung empfinden. Er hätte sich's nie erträumt, dass er einst die Erbschaft C. Karlweis' werde antreten und sich mit Herrn Stettenheim messen dürfen, den der unentwegte Biograph Kohut eben jetzt als »Berliner Aristophanes« entdeckt hat. Der bescheidene Mann würde sicherlich, wenn er heute lebte, auch die Feier die ihm der Wiener Journalistenverein zu Gunsten seines Pensionsfonds bereitete, abgelehnt haben. Ja, er hätte sie vielleicht nicht einmal verdient; denn dieser Carltheaterschauspieler vereinigte in sich Eigenschaften, die vom Besuch des Concordiaballes ausschliessen. Sein Hohnlachen hatte einem Wien der harmlos Beschränkten gegolten; es verstummte, ehe die gefährlichen Unbeschränkten von dieser armen Stadt Besitz nahmen. Nestroy hat kaum die Anfänge der modernen Presse erlebt, kaum die ersten Zeichen jener Entwicklung geschaut, die schon zehn Jahre nach seinem Tode auf den Ruin aller Echtheit, auf die Vernichtung des von ihm geschaffenen Vorstadttheaters hinarbeitete. Auch er hätte sich ergeben und das Feld der Production den die Bühnen umdrängenden Journalisten räumen müssen. Er hat die moderne Presse nicht gekannt, und war dennoch ein Satiriker; er hat sie nicht gekannt, und darum preist sie ihn heute beruhigt als solchen.

Nur einer hat sich abseits gehalten und mag in den Chorus der Säcularlobredner nicht einstimmen: Herr Theodor Herzl in der ‚Neuen Freien Presse'. Erfasst er als der einzige so sehr die polemische Kraft Nestroys, dass er sie wie eine lebendige fürchtet? Dass er fühlt, wie sie heute an der Erbärmlichkeit seiner liberalen Umgebung an dem heiligen Ernst der zionistischen Pläne Schaden anrichten könnte? Jener grausame Spötter hat ja — in der Holofernes-

Parodie — ein Herrn Theodor Herzl sympathisches Milieu nicht geschont und irgendwo anders den noch nach fünfzig Jahren beleidigenden Ausspruch gethan: »Zum Luftschlösserbauen braucht man nicht einmal einen Grund, und in einem Luftschloss hat selbst die Hausmeisterwohnung eine paradiesische Aussicht«. Oder denkt Herr Herzl, falls der königliche Plan in Trümmer geht, und er nach wie vor gezwungen ist, im Lande der Knechtschaft Carltheaterkritiken und schlechte Feuilletons zu schreiben, ärgerlich an jenen Nestroy'schen Vergleich: »Ich hab' einmal einen alten Isabellenschimmel an ein' Ziegelwagen g'seh'n; seitdem bring ich die Zukunft gar nicht mehr aus 'm Sinn«? Jedenfalls muss Herr Herzl triftige Gründe haben, dem Hundertjährigen so gram zu sein, dass er sich nicht entblödete, ihm die durch die anderen Herren bereitete Geburtstagsfreude zu verderben und mit einer Schimpfrede aufzuwarten, die an Ungeschmack, Dünkel und Tactlosigkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Seine eigenen Theaterstücke musste er eines nach dem andern hinwelken sehen, und erst neulich fiel eines in Hamburg so geräuschlos zu Boden, dass nicht einmal sein eigenes Blatt davon Aufhebens zu machen wagte. ~~Auch der Appell, den Herr Herzl einst an die Nachwelt richtete, hat nichts gefruchtet~~. Und Nestroy? Ja, seine Erfolge sind »wie eine Warnung vor edlen Anstrengungen, vor feiner Kunst, vor Wünschen, die Menge den Berg hinaufzuführen. Das Gemeine ist ewig«. Nestroy, »dieser grinsende Uebertreiber«, ist vierzig Jahre todt und lebt fort! ... ~~Herr Herzl hat Recht; aber er darf nicht vergessen, dass er die Menge, die er bald den Berg hinauf und bald nach Zion hinunterführen wollte, selbst kopfscheu gemacht hat.~~

Herr Theodor Herzl hat für ~~Nestroy~~ keinen andern Ausdruck als »Hanswurst«, »wildgewordener Spiessbürger«, »Clown des Directors Carl« und ist mit hinreissender Ironie am Werke, den Ruhm des

Wiener Classikers zu zerpflücken und auf das in den »Schlimmen Buben« vorkommende Wort: »Ich stiess den Riess, weil er mich stass« zurückzuführen. Nun, Herr Herzl hat vielleicht seine Emil Kuh und Laube gelesen, die die »Würde« ihrer literarischen Zunft gegen das eruptive Witzgenie der Wiener Vorstadtbühne in Schutz nehmen zu müssen glaubten, sicherlich aber nicht unsern Nestroy. Und was er von ihm gelesen hat, das hat er nicht verstanden. Solches beweist uns Herr Herzl an zwei Stücken, die er gelesen hat, weil ihm die Titel auf »eine sonderbare alte Actualität« hinzudeuten schienen: »Die Fahrt mit dem Dampfwagen« und »Die Eisenbahnheiraten, oder: Wien, Neustadt und Brünn«. Gerade diese beiden müssen nach Herrn Herzl's Meinung über Nestroy Aufschluss geben können, weil sie schon äusserlich an die Anfänge einer grossen Entwicklung erinnern. Aber ach! Mit jenem bleibe Nestroy im trivialsten Gelegenheitsspass stecken; es hat bloss einen Titel und keinen Inhalt: Der Dampfwagen, den eine reisende Schauspielergesellschaft benützt, kommt nicht auf die Scene! Und dennoch ist der Einacter — ich wage den schüchternen Einwurf — lustiger als Herrn Herzl's »I love you«! Was ist's aber mit den »Eisenbahnheiraten«? Ist auch hier aller culturhistorische Reiz im Namen erschöpft, oder hat der satirische Genius einer Errungenschaft der Menschheit in seiner Weise Reverenz bewiesen? Herr Herzl schreibt: »Es ist eine schale Heiratsposse mit Hindernissen, der ganze Witz besteht darin, dass ein Blasinstrumentenmacher aus Krems nach Wien kommt, um zu seiner Braut nach Brünn zu fahren, aber von verliebten Schelmen nach Neustadt genarrt wird. Der Blasinstrumentenmacher weiss die neue Südbahn von der neuen Nordbahn nicht zu unterscheiden. Tiefster Vormärz, wie man sieht. Wir gewahren jetzt eine recht düstere Komik darin, von der Nestroy keine Ahnung hatte. In der Welt cultivierter Menschen war ein Er-

eignis eingetreten, das mehr bedeutete, als der Untergang oder Aufstieg von Dynastien, mehr als Kriege, politische Umstürze und religiöse Neuerungen — und der Spassmacher von Wien fand Fühlung mit seinem Publicum in dem äusserst schnurrigen Einfall, dass ein Kremser Blasinstrumentenmacher in dieser lächerlichen neuen Zeit statt nach Brünn nach Neustadt geräth.« Herr Herzl zeigt, wie er »a Feder in die Hand nimmt«, dass er Nestroy nicht verstanden hat. Jeder, der bloss seine thörichte Kritik und nicht das Stück gelesen hat, erfasst dessen Sinn besser als Herr Herzl. Wie sollte denn der Humorist das Ereignis auf sich wirken lassen? Dieses Ereignis, das — Herr Herzl denkt hier an den bei der Südbahn üblichen Verlust an Menschenleben — »mehr als Kriege« bedeutete? Es gab nur eine satirische Möglichkeit: Die Ueberraschtheit und Hilflosigkeit der kleinen Zeitgenossen vor dem grossen Novum. Nestroy sah um sich herum nur Kremser Blasinstrumentenmacher in allen Schattierungen, und die stellte er dem Ereignis gegenüber. Kaum in einem andern Werk hat sich der Mann so hoch über seine Gegenwart erhoben, kaum in einem andern eine so wirksame Kunst der Menschendurchleuchtung bewährt und auch höchstens im »Jux« noch die theatralische Fertigkeit und lustige Verworrenheit der Handlung übertroffen. Man vermisst die sonst gewohnte Fülle durchschlagender Bonmots, aber die Schilderung einer Gesellschaftsschicht ist hier mit seltener Feinheit geglückt. Nestroy ist seinen Kremsern und Neustädtern um sechzig Jahre voraus, wenn er sie anno 1843 einen Dialog führen lässt, der sich wie eine culturhistorische Persiflage aus dem Gesichtswinkel der Gegenwart liest. Die drollige Ueberlegenheit, in die sie ihre Verlegenheit kleiden, ist am besten in der folgenden Stelle ausgedrückt, die den Leser beinahe so eindringlich wie Herrn Herzls Tadel von dem Werthe des Stückes überzeugen wird:

Ignaz Stimmstock: Warum schau'n denn die Kremser nicht, dass sie eine Eisenbahn kriegen, als wie die Stockerauer?

Peter Stimmstock: Bei uns wird keine Eisenbahn geduld't, die Frauen leiden's nicht, die Männer rutscherten ihnen zu oft nach Wien. Und Sie wissen, was die Frauen verbieten, das is uns Kremsern heilig.

— — — — — — — — — — — — —

Ignaz: Na, Du wirst Augen machen, Vetter, wannst auf die Eisenbahn kommst.

Peter: Ich fürcht' mich a bisserl vor die Dampfkessel und vor die Locomotiver.

Frau Zaschelhuberin aus Neustadt: Fürchten vor der Eisenbahn?

Peter: Ja bei mir is ~~es's~~ erste Mal, Sie scheinen zwar eine resolute Frau zu sein, aber 's erste Mal werd'n Sie Ihnen auch g'forchten haben.

Frau Zaschelhuberin: Fahren Sie mit nach Neustadt?

Peter: Bitt' unterthänig, nur nach Brünn.

Frau Zaschelhuberin: O das is nix, da is kein Tunnel auf'm ganzen Weg. — — — Wenn Sie einmal den schauerlichen Tunnel bei Gumpoldskirchen werden passiert haben!

Ignaz: Das is 'was Ausserordentliches.

Hätte Nestroy vorahnen sollen, was die Eröffnung der Südbahn einst für die Wiener Presse »bedeuten« würde? Ist es nicht genug, dass er sich bereits über einen ~~Uebelstand~~ lustig machte, den ebendieselbe Presse noch nach sechs Jahrzehnten verschweigt? »Die sechzehn Stationen bis Neustadt«, ~~lässt er eine seiner lustigen~~ Personen sagen, »fahrt man in drei Viertelstund, 's Anhalten dauert in allen zusamm' höchstens anderthalb Stund . . . a so eine Reis' is wirklich ein Genuss!« Wie glücklich er aber zugleich seine Zeitgenossen und seinen modernen Tadler persifliert hat, beweist das Wort, das in der ersten Scene des Stückes steht und mit dem er vorweg den Leser darüber aufzuklären scheint, dass die Eröffnung einer Eisenbahn ein wichtigeres Ereignis sei als ihre Benützung durch einen Kremser: »Das wird einst die Nachwelt interessieren. Am 17. August 1843 ist der Blasinstrumentenmacher Peter Stimmstock von Krems nach Wien gekommen.«

~~Die~~ fleissig zusammengestellte Nestroy-Biographie des Herrn Necker, ~~in der von Friedrich Theodor Vischer bis Edgar Spiegl alles Platz fand, was sich je mit Nestroy beschäftigt hat, und deren Pointe die~~ Reclamierung seines Schaffens für den Liberalismus ~~ist,~~ haben fast sämmtliche Jubiläumsartikler, ohne die Quelle, ja ohne Herrn Necker's Quellen anzugeben, geplündert. Aber Herr Herzl hat sie nicht einmal gelesen. Sonst hätte er erfahren, dass vor zwanzig Jahren an derselben Stelle, an der er heute seine hochnäsige Verunglimpfung eines ~~allen Oesterreichern~~ theuren Andenkens angebracht hat, Ludwig Speidel die Worte schrieb: »Die Form seines Zornes war der Witz, der Sarkasmus und manchmal jene schamlose Entrüstung: der Cynismus. Er stieg die ganze Leiter des Spottes auf und ab, und sein vernichtender Hohn konnte sich momentan bis zu Swift'scher Grösse

~~»Immer wieder lässt man~~ Nestroy mit den Tiraden seines Radicalen Ultra in der »Freiheit in Krähwinkel«, weil sie seinen geistigen Schliff tragen, ~~sich~~ durchaus identificiert ~~Er wäre ein Gesinnungslump sondergleichen gewesen, wenn er mit demselben Ernst~~ nach den Ereignissen der Octobertage, in der Posse »Lady und Schneider«, das folgende Bekenntnis ~~hätte~~ ablegen ~~können~~: »Das Volk is ein Ries' in der Wieg'n, der erwacht, aufsteht, herumtorkelt, alles z'samm'tritt und am End' wo hineinfallt, wo er noch viel schlechter liegt, als in der Wieg'n.« In dieser Satire auf Revolution und Frankfurter Parlament singt der politische Schneider Hyginus Heugeign:

»Der Grundsatz ist zwar nicht ganz neuch:
Vorm Gesetz sind d' Staatsbürger gleich;
Soviel ich weiss, war das bei uns schon früher der Fall,
Doch man red't jetzt so gern, also b'spricht man's nochmal.
In der Sonne des Rechts wirft der Stammbaum kein' Schatten,
In welchem verbergen man könnt' unrechte Thaten;
So gross is kein Kapsul und kein Pergament,
Dass man Schlechts damit zudecken könnt'!

— — — — — — — — — — — —

Doch die Gleichheitsversessnen sag'n gar, es soll rein
Zwischen an' Schuster und ein' Herzog kein Unterschied sein!
Und grad, wenn wir in Rang und Stand alle sind gleich,
Wird noch bittrer der Abstand werd'n zwischen Arm und Reich;
Mit zehn Fürsten und Grafen red't man leichter ganz g'wiss,
Als mit ei'm Flecksieder, der Millionär worden is.«

steigern.« Und derselbe Kritiker über »Judith und Holofernes«: »In dieser Parodie steht Nestroy zwar nicht der Kunst und dem Schönheitssinn, aber dem sicheren Treff nach auf gleicher Höhe mit den genialsten Komödiendichtern. Aristophanes hat den Euripides nicht bitterer gezüchtigt, Molière die Preciösen nicht schärfer gehechelt, als Nestroy der Hebbel'schen Gestalt des Holofernes zugesetzt hat. . . . Nestroy's parodistische Kraft war in der That einzig.« Und Theodor Meynert, der Nestroy's Stücke liebte, hat ihn gar einen »Fetzen von Shakespeare« genannt. Wie schade, dass es dem grossen Psychiater nicht mehr gegönnt ist, sich mit ~~Herrn Theodor Herzl~~ der den Fetzen zerreissen zu können glaubte, etwas eingehender zu befassen!

* * *

Schon neulich, da von der Grabschändung auf dem Montmartre in diesen Blättern die Rede war, wollte ich zeigen, dass Heinrich Heines Charakterbild nicht nur deshalb in der Literaturgeschichte schwanke, weil es von der Gemeinderathsparteien Hass und Gunst verwirrt sei. Aber Raummangel liess mich nicht dazu gelangen, das Problem aus jenen Niederungen emporzuziehen, wo die Liebe vom Salzgries und der Hass von Hernals um das Andenken eines Dichters ringen.

Der Fall Heine liegt nämlich wirklich nicht so einfach, wie die Herren Noske und Wessely sich's vorstellen. Man kann gewiss als Verfassungsfreund am Neubau nicht g e g e n Heine sein; aber man hat darum allein noch kein Recht, f ü r ihn zu sein. Anderseits hat ein antisemitischer Stadtrath nicht die Pflicht, für Heine zu sein, und man muss, wenn man auch Wessely heisst, noch nicht das Deutsche in Heine begreifen, das bedeutende antisemitische Literaten in ihm

NESTROY, DER ZERRISSENE

Dezember 1901

In der Schul' haben s' extra eine Eselsbank; in der Welt sind die Eseln auf allen Plätzen zerstreut. D'rum herrscht auch nur in der Schul' diese Indiskretion, daß s' ein'm sagen können: »Marsch auf die Eselsbank!« In der Welt, wenn ich da in ein Gasthaus oder in ein Kaffeehaus geh'n werd', riskier ich das nicht; oder wenn ich in ein Theater geh', da kann kein Sitzaufsperrer zu mir sagen: »Ich bitt', Sie sind ein Esel, Sie g'hören auf diese Bank!« Das geht nicht.
(Nestroy, »Die schlimmen Buben«, 4. Szene.)

Der Mensch ist endlich auch ein Federvieh, denn gar Mancher zeigt, wie er a Feder in die Hand nimmt, daß er ein Vieh ist.
(Nestroy, ebenda, 10. Szene.)

Nein, diese Ausfälle des schlimmen Buben Willibald können nicht vorahnend auf die Herren gemünzt sein, die ein halbes Jahrhundert später seinen Schöpfer mißverstanden haben. Die Eselsbänke mindestens sind jetzt auch in den Theatern deutlich markiert, und Nestroy könnte höchstens den von kleineren Herrschaften abgelegten Beinamen eines »Wiener Aristophanes«, den sie ihm bedenkenlos applizieren, als Beleidigung empfinden. Er hätte sichs nie erträumt, daß er einst die Erbschaft C. Karlweis' antreten und sich mit Herrn Stettenheim werde messen dürfen, den ein unentwegter Biograph eben jetzt als »Berliner Aristophanes« entdeckt hat. Der bescheidene Mann hätte sicherlich, wenn er heute

lebte, auch die Feier abgelehnt, die ihm der Wiener Journalistenverein zugunsten seines Pensionsfonds bereitete. Ja, er hätte sie vielleicht nicht einmal verdient; denn dieser Carltheaterschauspieler vereinigte in sich Eigenschaften, die vom Besuch des Concordiaballes ausschließen. Sein Hohnlachen hatte einem Wien der harmlos Beschränkten gegolten; es verstummte, ehe die unbeschränkte Gemeinheit von dieser armen Stadt Besitz nahm. Nestroy hat die Anfänge der modernen Presse nicht erlebt, die ersten Zeichen jener Entwicklung nicht geschaut, die bald nach seinem Tode auf den Ruin alles Humors, auf die Vernichtung des Wiener Vorstadttheaters hinarbeitete. Auch er hätte sich ergeben und das Feld der Produktion den die Bühnen umdrängenden Journalisten räumen müssen. Er hat die moderne Presse nicht gekannt, und war dennoch ein Satiriker; er hat sie nicht gekannt, und darum läßt sie ihn heute als solchen gelten.

Nur einer hat sich abseits gehalten und mag in den Chorus der Säkularlobredner nicht einstimmen: ~~Herr~~ Theodor Herzl in der ‚Neuen Freien Presse'. Erfaßt er als der einzige so sehr die satirische Kraft Nestroys, daß er sie wie eine lebendige fürchtet? Daß er fühlt, wie sie heute an der Erbärmlichkeit seiner liberalen Umgebung oder an dem heiligen Ernst der zionistischen Pläne Schaden anrichten könnte? Jener große Spötter hat ja — in der Holofernes-Parodie — ein ~~Herrn~~ Theodor Herzl sympathisches Milieu nicht geschont und irgendwo anders das noch nach fünfzig Jahren beleidigende Wort gesetzt: »Zum Luftschlösserbauen braucht man nicht einmal einen Grund, und in einem Luftschloß hat selbst die Hausmeisterwohnung eine paradiesische Aussicht«. Oder denkt ~~Herr~~ Herzl — für den Fall, daß der königliche Plan in Trümmer gehen und er nach wie vor gezwungen sein sollte, im Lande der Knechtschaft Feuilletons zu schreiben —, ärgerlich an jenen Nestroy'schen Ver-

gleich: »Ich hab einmal einen alten Isabellenschimmel an ein' Ziegelwagen g'seh'n; seitdem bring ich die Zukunft gar nicht mehr aus 'm Sinn«? Jedenfalls muß Herr Herzl triftige Gründe haben, dem Hundertjährigen so gram zu sein, daß er sich nicht enthalten konnte, ihm die durch die anderen Herren bereitete Geburtstagsfreude zu verderben und mit einer Schimpfrede aufzuwarten, die an Ungeschmack, Dünkel und Taktlosigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Seine eigenen Theaterstücke mußte er eines nach dem andern hinwelken sehen, und erst neulich fiel eines in Hamburg so geräuschlos zu Boden, daß nicht einmal sein eigenes Blatt davon Aufhebens zu machen wagte. Und Nestroy? Seine Erfolge sind »wie eine Warnung vor edlen Anstrengungen, vor feiner Kunst, vor Wünschen, die Menge den Berg hinaufzuführen. Das Gemeine ist ewig«. Nestroy, »dieser grinsende Übertreiber«, ist vierzig Jahre tot und lebt fort!

Herr Theodor Herzl hat für ihn keinen anderen Ausdruck als »Hanswurst«, »wildgewordener Spießbürger«, »Clown des Direktors Carl« und ist mit hinreißender Ironie am Werke, den Ruhm des Wiener Klassikers zu zerpflücken und auf das in den »Schlimmen Buben« vorkommende Wort: »Ich stieß den Rieß, weil er mich staß« zurückzuführen. Nun, Herr Herzl hat vielleicht seine Emil Kuh und Laube gelesen, die die »Würde« ihrer literarischen Zunft gegen das eruptive Witzgenie der Wiener Vorstadtbühne in Schutz nehmen zu müssen glaubten, sicherlich aber nicht unsern Nestroy. Und was er von ihm gelesen hat, das hat er nicht verstanden. Solches beweist uns Herr Herzl an zwei Stücken, die er gelesen hat, weil ihm die Titel auf »eine sonderbare alte Aktualität« hinzudeuten schienen: »Die Fahrt mit dem Dampfwagen« und »Die Eisenbahnheiraten, oder: Wien, Neustadt und Brünn«. Gerade diese beiden müssen nach Herrn Herzls Meinung über Nestroy

Aufschluß geben können, weil sie schon äußerlich an die Anfänge einer großen Entwicklung erinnern. Aber ach, mit jenen bleibe Nestroy im trivialsten Gelegenheitsspaß stecken; es hat bloß einen Titel und keinen Inhalt: der Dampfwagen, den eine reisende Schauspielergesellschaft benützt, kommt nicht auf die Szene! Und trotzdem ist der Einakter — ich wage den schüchternen Einwurf — lustiger als Herrn Herzls »I love you«. Was ists aber mit den »Eisenbahnheiraten«? Ist auch hier aller kulturhistorische Reiz im Namen erschöpft, oder hat der satirische Genius einer menschlichen Errungenschaft in seiner Weise Reverenz bewiesen? Herr Herzl schreibt: »Es ist eine schale Heiratsposse mit Hindernissen, der ganze Witz besteht darin, daß ein Blasinstrumentenmacher aus Krems nach Wien kommt, um zu seiner Braut nach Brünn zu fahren, aber von verliebten Schelmen nach Neustadt genarrt wird. Der Blasinstrumentenmacher weiß die neue Südbahn von der neuen Nordbahn nicht zu unterscheiden. Tiefster Vormärz, wie man sieht. Wir gewahren jetzt eine recht düstere Komik darin, von der Nestroy keine Ahnung hatte. In der Welt kultivierter Menschen war ein Ereignis eingetreten, das mehr bedeutete als der Untergang oder Aufstieg von Dynastien, mehr als Kriege, politische Umstürze und religiöse Neuerungen — und der Spaßmacher von Wien fand Fühlung mit seinem Publikum in dem äußerst schnurrigen Einfall, daß ein Kremser Blasinstrumentenmacher in dieser lächerlichen neuen Zeit statt nach Brünn nach Neustadt gerät.« Nun, ~~Herr Herzl~~ zeigt, wie er a Feder in die Hand nimmt, daß er Nestroy nicht verstanden hat. Jeder, der bloß ~~seine~~ törichte Kritik und nicht das Stück gelesen hat, erfaßt dessen Sinn besser als Herr Herzl. Wie sollte denn der Humorist das Ereignis auf sich wirken lassen? Dieses Ereignis, das — Herr Herzl denkt vielleicht an die bei der Südbahn üblichen Verluste an Menschenleben — »mehr als Kriege«

bedeutete. Es gab nur eine satirische Möglichkeit: Die Überraschtheit und Hilflosigkeit der kleinen Zeitgenossen vor dem großen Novum. Nestroy sah um sich herum nur Kremser Blasinstrumentenmacher in allen Schattierungen, und die stellte er dem Ereignis gegenüber. Kaum in einem anderen Werk hat sich dieser Satirenschreiber so hoch über seine Gegenwart erhoben, kaum in einem andern eine so wirksame Kunst der Menschendurchleuchtung bewährt, und nicht oft auch die theatralische Fertigkeit und lustige Verworrenheit der Handlung übertroffen. Man vermißt die sonst gewohnte Fülle durchschlagender Worte, aber die Schilderung einer Gesellschaftsschicht ist hier mit seltener Feinheit geglückt. Nestroy ist seinen Kremsern und Neustädtern um sechzig Jahre voraus, wenn er sie anno 1843 einen Dialog führen läßt, der sich wie eine kulturhistorische Persiflage aus dem Gesichtswinkel der Gegenwart liest. Die drollige Überlegenheit, in die sie ihre Verlegenheit kleiden, ist am besten in der folgenden Stelle ausgedrückt, die den Leser beinahe so eindringlich wie Herrn Herzls Tadel von dem Werte des Stückes überzeugt:

Ignaz Stimmstock: Warum schau'n denn die Kremser nicht, daß sie eine Eisenbahn kriegen, als wie die Stockerauer?

Peter Stimmstock: Bei uns wird keine Eisenbahn geduld't, die Frauen leiden's nicht, die Männer rutscherten ihnen zu oft nach Wien. Und Sie wissen, was die Frauen verbieten, das is uns Kremsern heilig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ignaz: Na, Du wirst Augen machen, Vetter, wannst auf die Eisenbahn kommst.

Peter: Ich fürcht' mich a bisserl vor die Dampfkessel und vor die Lokomotiver.

Frau Zaschelhuberin aus Neustadt: Fürchten vor der Eisenbahn?

Peter: Ja bei mir is' 's erste Mal, Sie scheinen zwar eine resolute Frau zu sein, aber 's erste Mal werd'n Sie Ihnen auch g'forchten haben.

Frau Zaschelhuberin: Fahren Sie mit nach Neustadt?

Peter: Bitt' untertänig, nur nach Brünn.

Frau Zaschelhuberin: O das is nix, da is kein Tunnel auf'm ganzen Weg. — — — Wenn Sie einmal den schauerlichen Tunnel bei Gumpoldskirchen werden passiert haben!

Ignaz: Das is was Außerordentliches.

Hätte Nestroy vorahnen sollen, was die Eröffnung der Südbahn einst für die Wiener Presse »bedeuten« würde? Und ist es nicht genug, daß er sich bereits über eine Kalamität lustig gemacht hat, die eben dieselbe Presse noch nach sechs Jahrzehnten verschweigt? »Die sechzehn Stationen bis Neustadt«, läßt er eine seiner lustigen Personen sagen, »fahrt man in drei Viertelstund, 's Anhalten dauert in allen zusamm' höchstens anderthalb Stund ... a so eine Reis' is wirklich ein Genuß!« Wie glücklich er aber zugleich seine Zeitgenossen und seinen modernen Tadler persifliert hat, beweist das Wort, das in der ersten Szene des Stückes steht und mit dem er vorweg den Leser darüber aufzuklären scheint, daß die Eröffnung einer Eisenbahn ein wichtigeres Ereignis sei als ihre Benützung durch einen Kremser: »Das wird einst die Nachwelt interessieren: Am 17. August 1843 ist der Blasinstrumentenmacher Peter Stimmstock von Krems nach Wien gekommen!«

Von solcher Höhe sieht dieser Satiriker auf seine Welt herab, daß ihn diese Welt nicht sieht und daß seine Beurteiler ihn in den Figuren vermuten, deren Beschränktheit er sieht. Nestroy wird immer für den Sprecher der Worte gehalten, die er sprechen läßt. Darum ist er auch bald ein Erzreaktionär, bald ein Stockliberaler. Die Pointe einer fleißig zusammengestellten Nestroy-Biographie ist die Reklamierung seines Schaffens für den Liberalismus. Nestroy wird ~~immer wieder~~ mit den Tiraden seines Radikalen Ultra in der »Freiheit in Krähwinkel«, weil sie seinen geistigen Schliff tragen, durchaus identifiziert. Nicht etwa mit dem reaktionären Spott, der gleich daneben zu finden ist. Aber er legt

auch — nach den Ereignissen der Oktobertage — in der Posse »Lady und Schneider« das folgende Bekenntnis ab: »Das Volk is ein Ries' in der Wieg'n, der erwacht, aufsteht, herumtorkelt, alles z'samm'tritt und am End' wo hineinfallt, wo er noch viel schlechter liegt, als in der Wieg'n.« Und in dieser Satire auf Revolution und Frankfurter Parlament singt der politische Schneider Hyginus Heugeign:

Doch die Gleichheitsverseßnen sag'n gar, es soll' rein
Zwischen an' Schuster und ein' Herzog kein Unterschied sein!
Und grad, wenn wir in Rang und Stand alle sind gleich,
Wird noch bitt'rer der Abstand werd'n zwischen Arm und Reich;
Mit zehn Fürsten und Grafen red't man leichter ganz g'wiß,
Als mit ei'm Flecksieder, der Millionär worden is.«

Daß aber ein antidemokratischer Hohn, wie er schneidender nicht gedacht werden kann, Nestroy nicht vor dem Verdacht des Liberalismus bewahren konnte, ist bei weitem nicht so schlimm wie die Reduzierung seines Standpunkts auf das Niveau, das seine Satire spiegelt. Er schildert die Welt der Flecksieder: so glaubt Herr Herzl, daß er selbst wie ein Flecksieder denke. Jene Nestroy-Biographie haben fast sämtliche Jubiläumsartikler, ohne die Quelle, ja ohne deren Quellen anzugeben, geplündert. Aber Herr Herzl hat sie nicht einmal gelesen. Sonst hätte er erfahren, daß vor zwanzig Jahren an derselben Stelle, an der er heute seine hochnasige Verunglimpfung eines ewig teuren Andenkens abgesetzt hat, ein Ludwig Speidel die Worte schrieb: »Die Form seines Zornes war der Witz, der Sarkasmus und manchmal jene schamlose Entrüstung: der Cynismus. Er stieg die ganze Leiter des Spottes auf und ab, und sein vernichtender Hohn konnte sich momentan bis zu Swift'scher Größe steigern.« Und derselbe Kritiker über »Judith und Holofernes«: »In dieser Parodie steht Nestroy zwar nicht der Kunst und dem Schönheitssinn, aber dem sicheren Treff nach auf gleicher Höhe mit den genialsten Komödiendichtern

Aristophanes hat den Euripides nicht bitterer gezüchtigt, Molière die Preziösen nicht schärfer gehechelt, als Nestroy der Hebbelschen Gestalt des Holofernes zugesetzt hat. . . . Nestroys parodistische Kraft war in der Tat einzig.« Und Theodor Meynert, der Nestroys Stücke liebte, hat ihn einen »Fetzen von Shakespeare« genannt. Wie schade, daß es dem großen Psychiater nicht mehr gegönnt ist, sich mit einem Feuilletonisten, der den Fetzen zerreißen zu können glaubt, etwas eingehender zu befassen! Herr Herzl strengt sich vergebens an. Wer den »Zerrissenen« geschrieben hat, bleibt für alle Zeiten ein Ganzer.

NESTROY, DER ZERRISSENE

Dezember 1901

In der Schul' haben s' extra eine Eselsbank; in der Welt sind die Eseln auf allen Plätzen zerstreut. D'rum herrscht auch nur in der Schul' diese Indiskretion, daß s' ein'm sagen können: »Marsch auf die Eselsbank!« In der Welt, wenn ich da in ein Gasthaus oder in ein Kaffeehaus geh'n werd', riskier ich das nicht; oder wenn ich in ein Theater geh', da kann kein Sitzaufsperrer zu mir sagen: »Ich bitt', Sie sind ein Esel, Sie g'hören auf diese Bank!« Das geht nicht.
(Nestroy, »Die schlimmen Buben«, 4. Szene.)

Der Mensch ist endlich auch ein Federvieh, denn gar Mancher zeigt, wie er a Feder in die Hand nimmt, daß er ein Vieh ist.
(Nestroy, ebenda, 10. Szene.)

Nein, diese Ausfälle des schlimmen Buben Willibald können nicht vorahnend auf die Herren gemünzt sein, die ein halbes Jahrhundert später seinen Schöpfer mißverstanden haben. Die Eselsbänke mindestens sind jetzt auch in den Theatern deutlich markiert, und Nestroy könnte höchstens den von kleineren Herrschaften abgelegten Beinamen eines »Wiener Aristophanes«, den sie ihm bedenkenlos applizieren, als Beleidigung empfinden. Er hätte sichs nie erträumt, daß er einst die Erbschaft C. Karlweis' antreten und sich mit Herrn Stettenheim werde messen dürfen, den ~~ein~~ unentwegten Biographen ~~jetzt~~ als »Berliner Aristophanes« entdeckt hat. Der bescheidene Mann hätte sicherlich, wenn er heute

lebte, auch die Feier abgelehnt, die ihm der Wiener Journalistenverein zugunsten seines Pensionsfonds bereitete. Ja, er hätte sie vielleicht nicht einmal verdient; denn dieser Carltheaterschauspieler vereinigte in sich Eigenschaften, die vom Besuch des Concordiaballes ausschließen. Sein Hohnlachen hatte einem Wien der harmlos Beschränkten gegolten; es verstummte, ehe die unbeschränkte Gemeinheit von dieser armen Stadt Besitz nahm. Nestroy hat die Anfänge der modernen Presse nicht erlebt, die ersten Zeichen jener Entwicklung nicht geschaut, die bald nach seinem Tode auf den Ruin alles Humors, auf die Vernichtung des Wiener Vorstadttheaters hinarbeitete. Auch er hätte sich ergeben und das Feld der Produktion den die Bühnen umdrängenden Journalisten räumen müssen. Er hat die moderne Presse nicht gekannt, und war dennoch ein Satiriker; er hat sie nicht gekannt, und darum läßt sie ihn heute als solchen gelten.

Nur einer hat sich abseits gehalten und mag in den Chorus der Säkularlobredner nicht einstimmen: Herr Theodor Herzl in der ‚Neuen Freien Presse'. Erfaßt er als der einzige so sehr die satirische Kraft Nestroys, daß er sie wie eine lebendige fürchtet? Daß er fühlt, wie sie heute an der Erbärmlichkeit seiner liberalen Umgebung oder an dem heiligen Ernst der zionistischen Pläne Schaden anrichten könnte? Jener große Spötter hat ja — in der Holofernes-Parodie — ein Herrn Theodor Herzl sympathisches Milieu nicht geschont und irgendwo anders das noch nach fünfzig Jahren beleidigende Wort gesetzt: »Zum Luftschlösserbauen braucht man nicht einmal einen Grund, und in einem Luftschloß hat selbst die Hausmeisterwohnung eine paradiesische Aussicht«. Oder denkt Herr Herzl — für den Fall, daß der königliche Plan in Trümmer gehen und er nach wie vor gezwungen sein sollte, im Lande der Knechtschaft Feuilletons zu schreiben —, ärgerlich an jenen Nestroy'schen Ver-

gleich: »Ich hab einmal einen alten Isabellenschimmel an ein' Ziegelwagen g'seh'n; seitdem bring ich die Zukunft gar nicht mehr aus 'm Sinn«? Jedenfalls muß Herr Herzl triftige Gründe haben, dem Hundertjährigen so gram zu sein, daß er sich nicht enthalten konnte, ihm die durch die anderen Herren bereitete Geburtstagsfreude zu verderben und mit einer Schimpfrede aufzuwarten, die an Ungeschmack, Dünkel und Taktlosigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Seine eigenen Theaterstücke mußte er eines nach dem andern hinwelken sehen, und erst neulich fiel eines in Hamburg so geräuschlos zu Boden, daß nicht einmal sein eigenes Blatt davon Aufhebens zu machen wagte. Und Nestroy? Seine Erfolge sind »wie eine Warnung vor edlen Anstrengungen, vor feiner Kunst, vor Wünschen, die Menge den Berg hinaufzuführen. Das Gemeine ist ewig«. Nestroy, »dieser grinsende Übertreiber«, ist vierzig Jahre tot und lebt fort! . . .

Herr Theodor Herzl hat für ihn keinen anderen Ausdruck als »Hanswurst«, »wildgewordener Spießbürger«, »Clown des Direktors Carl« und ist mit hinreißender Ironie am Werke, den Ruhm des Wiener Klassikers zu zerpflücken und auf das in den »Schlimmen Buben« vorkommende Wort: »Ich stieß den Rieß, weil er mich staß« zurückzuführen. Nun, Herr Herzl hat vielleicht seine Emil Kuh und Laube gelesen, die die »Würde« ihrer literarischen Zunft gegen das eruptive Witzgenie der Wiener Vorstadtbühne in Schutz nehmen zu müssen glaubten, sicherlich aber nicht unsern Nestroy. Und was er von ihm gelesen hat, das hat er nicht verstanden. Solches beweist ~~und~~ Herr Herzl an zwei Stücken, die er gelesen hat, weil ihm die Titel auf »eine« sonderbare alte Aktualität« hinzudeuten schienen: »Die Fahrt mit dem Dampfwagen« und »Die Eisenbahnheiraten, oder: Wien, Neustadt und Brünn«. Gerade diese beiden müssen nach Herrn Herzls Meinung über Nestroy

Aufschluß geben können, weil sie schon äußerlich an die Anfänge einer großen Entwicklung erinnern. Aber ach, mit jenem bleibe Nestroy im trivialsten Gelegenheitsspaß stecken; es hat bloß einen Titel und keinen Inhalt: der Dampfwagen, den eine reisende Schauspielergesellschaft benützt, kommt nicht auf die Szene! Und trotzdem ist der Einakter — ich wage den schüchternen Einwurf — lustiger als Herrn Herzls »I love you«. Was ists aber mit den »Eisenbahnheiraten«? Ist auch hier aller kulturhistorische Reiz im Namen erschöpft, oder hat der satirische Genius einer menschlichen Errungenschaft in seiner Weise Reverenz bewiesen? Herr Herzl schreibt: »Es ist eine schale Heiratsposse mit Hindernissen, der ganze Witz besteht darin, daß ein Blasinstrumentenmacher aus Krems nach Wien kommt, um zu seiner Braut nach Brünn zu fahren, aber von verliebten Schelmen nach Neustadt genarrt wird. Der Blasinstrumentenmacher weiß die neue Südbahn von der neuen Nordbahn nicht zu unterscheiden. Tiefster Vormärz, wie man sieht. Wir gewahren jetzt eine recht düstere Komik darin, von der Nestroy keine Ahnung hatte. In der Welt kultivierter Menschen war ein Ereignis eingetreten, das mehr bedeutete als der Untergang oder Aufstieg von Dynastien, mehr als Kriege, politische Umstürze und religiöse Neuerungen — und der Spaßmacher von Wien fand Fühlung mit seinem Publikum in dem äußerst schnurrigen Einfall, daß ein Kremser Blasinstrumentenmacher in dieser lächerlichen neuen Zeit statt nach Brünn nach Neustadt gerät.« Nun, Herr Herzl zeigt, wie er a Feder in die Hand nimmt, daß er Nestroy nicht verstanden hat. Jeder, der bloß seine törichte Kritik und nicht das Stück gelesen hat, erfaßt dessen Sinn besser als Herr Herzl. Wie sollte denn der Humorist das Ereignis auf sich wirken lassen? Dieses Ereignis, das — Herr Herzl denkt vielleicht an die bei der Südbahn üblichen Verluste an Menschenleben — »mehr als Kriege

bedeutete. Es gab nur eine satirische Möglichkeit: Die Überraschtheit und Hilflosigkeit der kleinen Zeitgenossen vor dem großen Novum. Nestroy sah um sich herum nur Kremser Blasinstrumentenmacher in allen Schattierungen, und die stellte er dem Ereignis gegenüber. Kaum in einem anderen Werk hat sich dieser Satirenschreiber so hoch über seine Gegenwart erhoben, kaum in einem andern eine so wirksame Kunst der Menschendurchleuchtung bewährt, und nicht oft auch die theatralische Fertigkeit und lustige Verworrenheit der Handlung übertroffen. Man vermißt die sonst gewohnte Fülle durchschlagender Worte, aber die Schilderung einer Gesellschaftsschicht ist hier mit seltener Feinheit geglückt. Nestroy ist seinen Kremsern und Neustädtern um sechzig Jahre voraus, wenn er sie anno 1843 einen Dialog führen läßt, der sich wie eine kulturhistorische Persiflage aus dem Gesichtswinkel der Gegenwart liest. Die drollige Überlegenheit, in die sie ihre Verlegenheit kleiden, ist am besten in der folgenden Stelle ausgedrückt, die den Leser beinahe so eindringlich wie Herrn Herzls Tadel von dem Werte des Stückes überzeugt:

Ignaz Stimmstock: Warum schau'n denn die Kremser nicht, daß sie eine Eisenbahn kriegen, als wie die Stockerauer?

Peter Stimmstock: Bei uns wird keine Eisenbahn geduld't, die Frauen leiden's nicht, die Männer rutscherten ihnen zu oft nach Wien. Und Sie wissen, was die Frauen verbieten, das is uns Kremsern heilig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ignaz: Na, Du wirst Augen machen, Vetter, wannst auf die Eisenbahn kommst.

Peter: Ich fürcht' mich a bisserl vor die Dampfkessel und vor die Lokomotiver.

Frau Zaschelhuberin aus Neustadt: Fürchten vor der Eisenbahn?

Peter: Ja bei mir is' 's erste Mal, Sie scheinen zwar eine resolute Frau zu sein, aber 's erste Mal werd'n Sie Ihnen auch g'forchten haben.

Frau Zaschelhuberin: Fahren Sie mit nach Neustadt?

Peter: Bitt' untertänig, nur nach Brünn.

Frau Zaschelhuberin: O das is nix, da is kein Tunnel auf'm ganzen Weg. — — — Wenn Sie einmal den schauerlichen Tunnel bei Gumpoldskirchen werden passiert haben!

Ignaz: Das is was Außerordentliches.

Hätte Nestroy vorahnen sollen, was die Eröffnung der Südbahn einst für die Wiener Presse »bedeuten« würde? Und ist es nicht genug, daß er ~~sich~~ bereits ~~über~~ eine Kalamität ~~lustig gemacht~~ hat, die eben dieselbe Presse noch nach sechs Jahrzehnten verschweigt? »Die sechzehn Stationen bis Neustadt«, läßt er eine seiner lustigen Personen sagen, »fahrt man in drei Viertelstund, 's Anhalten dauert in allen zusamm' höchstens anderthalb Stund ... a so eine Reis' is wirklich ein Genuß!« Wie glücklich er aber zugleich seine Zeitgenossen und seinen modernen Tadler persifliert hat, beweist das Wort, das in der ersten Szene des Stückes steht und mit dem er vorweg den Leser darüber aufzuklären scheint, daß die Eröffnung einer Eisenbahn ein wichtigeres Ereignis sei als ihre Benützung durch einen Kremser: »Das wird einst die Nachwelt interessieren: Am 17. August 1843 ist der Blasinstrumentenmacher Peter Stimmstock von Krems nach Wien gekommen!«

Von solcher Höhe sieht dieser Satiriker auf seine Welt herab, daß ihn diese Welt nicht sieht und ~~daß seine Beurteiler~~ ihn in den Figuren vermutet, deren Beschränktheit er sieht. Nestroy wird immer für den Sprecher der Worte gehalten, die er sprechen läßt. Darum ist er auch bald ein Erzreaktionär, bald ein Stockliberaler. Die Pointe einer fleißig zusammengestellten Nestroy-Biographie ist die Reklamierung seines Schaffens für den Liberalismus. Nestroy wird immer wieder mit den Tiraden seines Radikalen Ultra in der »Freiheit in Krähwinkel«, weil sie seinen geistigen Schliff tragen, durchaus identifiziert. Nicht etwa mit dem reaktionären Spott, der gleich daneben zu finden ist. Aber er legt

— auch — nach den Ereignissen der Oktobertage — in der Posse »Lady und Schneider« das folgende Bekenntnis ab: »Das Volk is ein Ries' in der Wieg'n, der erwacht, aufsteht, herumtorkelt, alles z'samm'tritt und am End' wo hineinfallt, wo er noch viel schlechter liegt, als in der Wieg'n.« Und in dieser Satire auf Revolution und Frankfurter Parlament singt der politische Schneider Hyginus Heugeign:

Doch die Gleichheitsverseßnen sag'n gar, es soll rein
Zwischen an' Schuster und ein' Herzog kein Unterschied sein!
Und grad, wenn wir in Rang und Stand alle sind gleich,
Wird noch bitt'rer der Abstand werd'n zwischen Arm und Reich;
Mit zehn Fürsten und Grafen red't man leichter ganz g'wiß,
Als mit ei'm Flecksieder, der Millionär worden is!«

Daß aber ein antidemokratischer Hohn, wie er schneidender nicht gedacht werden kann, Nestroy nicht vor dem Verdacht des Liberalismus bewahren konnte, ist bei weitem nicht so schlimm wie die Reduzierung seines Standpunkts auf das Niveau, das seine Satire spiegelt. Er schildert die Welt der Flecksieder: so glaubt Herr Herzl, daß er selbst wie ein Flecksieder denke. Jene Nestroy-Biographie haben fast sämtliche Jubiläumsartikler, ohne die Quelle, ja ohne deren Quellen anzugeben, geplündert. Aber Herr Herzl hat sie nicht einmal gelesen. Sonst hätte er erfahren, daß vor zwanzig Jahren an derselben Stelle, an der er heute seine hochnasige Verunglimpfung eines ewig teuren Andenkens abgesetzt hat, ein Ludwig Speidel die Worte schrieb: »Die Form seines Zornes war der Witz, der Sarkasmus und manchmal jene schamlose Entrüstung: der Cynismus. Er stieg die ganze Leiter des Spottes auf und ab, und sein vernichtender Hohn konnte sich momentan bis zu Swift'scher Größe steigern.« Und derselbe Kritiker über »Judith und Holofernes«: »In dieser Parodie steht Nestroy zwar nicht der Kunst und dem Schönheitssinn, aber dem sicheren Treff nach auf gleicher Höhe mit den genialsten Komödiendichtern.

Aristophanes hat den Euripides nicht bitterer gezüchtigt, Molière die Preziösen nicht schärfer gehechelt, als Nestroy der Hebbelschen Gestalt des Holofernes zugesetzt hat. . . . Nestroys parodistische Kraft war in der Tat einzig.« Und Theodor Meynert, der Nestroys Stücke liebte, hat ihn einen »Fetzen von Shakespeare« genannt. Wie schade, daß es dem großen Psychiater nicht mehr gegönnt ist, sich mit einem Feuilletonisten, der den Fetzen zerreißen zu können glaubt, etwas eingehender zu befassen! Herr Herzl strengt sich vergebens an. Wer den »Zerrissenen« geschrieben hat, bleibt für alle Zeiten ein Ganzer.

~~Oktober 06~~ Oktober 1906 ~~Ad 6 Nr. 209~~

I.

Caruso.

Die Caruso-Sensation präsentierte die Wiener Menschheit auf der tiefsten Kulturstufe. Daß Tenoristen nicht in ~~„anatomischen Theatern“~~ ~~Hörsälen~~ sondern in Opernhäusern gezeigt werden, ist schließlich

eine Absonderlichkeit wie der Besitz einer Tenorstimme. Beide Erscheinungen haben sich seit Jahrhunderten eingebürgert. Und es ist gewiß human, daß man den Frauen, deren berechtigte Forderungen im Einerlei des Alltags und im Zwange der Gesellschaftsordnung überhitzt werden, wenigstens in Opernhäusern den ungestörten Anblick geräumiger Brustkasten gönnt. Die sexuelle Anziehung, die von Individuen ausgeht, deren gut gebauter Kehlkopf das hervorstechende Merkmal ihrer Männlichkeit bildet, und die Enttäuschung durch eine Männlichkeit, die auf die Potenz der Stimme zusammenschrumpft ~~diese~~ interessante Fopperei der Natur, ~~habe ich hier einmal aphoristisch gestreift und in einen Vergleich mit~~ der Täuschung, ~~gebracht,~~ deren Opfer das Männchen wird, das nach der im Tanz sich verbrauchenden Tänzerin verlangt. Aber lassen wir die Menschen selbst zusehen, wie sie mit ihren Trieben fertig werden: uns obliegt bloß die Feststellung, daß ein ehrlicher Trieb die Ausrede der »Kunstbegeisterung« nicht braucht. Mag der Tenorist die weiblichen Erwartungen bis zum hohen C spannen, um gegebenen Falls zu beweisen, daß das hohe C ein Anfangsbuchstabe ist, dem keine Fortsetzung folgt — er dient seinem Zweck. Und er tut recht, auf hohe Preise zu halten. Wenn ein Theaterunternehmer — im Falle Caruso eine Hofbehörde — schlankweg bekennte: Frauen von Wien, wir stellen euch einen Mann vor, der Süditaliener ist, infolgedessen schwarze Augen hat und einen fettglänzenden Schnurrbart usw. usw. — nichts wäre gegen die große Teuerung einzuwenden. Ganz zutreffend hat der Reporter des ‚Neuen Wiener Tagblatts‘ das Wesen der Caruso-Sensation erfaßt, als er — wörtlich — meldete: »Caruso ist kein Schablonentenorist; . . . er dürfte eher dem Mannesideale jener Frau von dreißig Jahren entsprechen, deren Psychologie Balzac geschildert hat: eine mittelgroße Gestalt, kräftig, wohlgenährt, das volle Gesicht mit dem etwas breiten Mund, dessen Oberlippe ein schwarzer Schnurrbart beschattet (man beachte den biblischen Ausdruck »beschattet«), energisch profiliert und in den glühend schwarzen Augen ein schwimmender Glanz«. Und auf die Bemerkung des Interviewers: »Die Agioteure verlangen wahnsinnige Preise«, erwidert Caruso lächelnd: »Das freut mich wirklich, das Wiener Publikum ist ja so kunstverständig!« (Nebenbei, daß Caruso die Wendung gebrauchte: »Schon als Kind fiel meine Stimme auf«,

ist wohl auf das schlechte Deutsch des Sängers zurückzuführen). Der Reporter versichert, daß Caruso der Prototyp dessen sei, was die Franzosen einen homme à femmes nennen. Die Preiserhöhung ist demnach so gut begründet wie bei einer femme ~~H~~hommes.

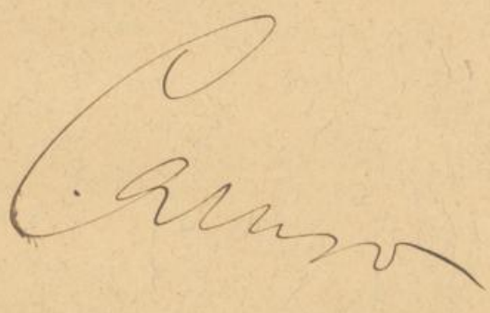
Nur gegen die Überschätzung der Tenoristen muß man protestieren. Der Besitz eines hypertrophischen Kehlkopfs mag meinetwegen kein Defekt, sondern ein Verdienst sein. Ein Ereignis ist er noch lange nicht. Und es ist nicht notwendig, daß eine ganze Stadt rebellisch gemacht wird, weil ein italienischer Sänger die Gnade hat, uns zu versichern, daß Frauenherzen o wie so trügerisch sind. Dadurch, daß ausnahmsweise nicht der Theaterkassier das Honorar, sondern ein Hofrat einen Titel dem Herrn in die Garderobe bringt, wird die Angelegenheit nicht appetitlicher. Man hat die Intendanz wegen der ständigen Preiserhöhung, die neulich durchgeführt wurde, heftig angegriffen. Sofern sich die Teuerung auf die Parkett- und Logenpreise bezieht, mit vollstem Unrecht. Kein Schimpf aber wäre stark genug, der eine Hoftheaterbehörde für das Caruso-Treiben treffen müßte. Daß die offizielle Preiserhöhung den Pensionsfonds nähren sollte, vermag an dem peinlichen Eindruck der Affaire nichts zu ändern. Festgestellt ist, daß man durch die Ansetzung von Irrsinnspreisen die Gier des Wiener Luxuspöbels dermaßen aufgepeitscht hat, daß der inoffizielle Kartenhandel zu einer noch nicht dagewesenen Einnahmsquelle erwuchs. Wäre es einem Agioteur von Beruf gelungen, ein Logenbillet zur Caruso-Vorstellung zu ergattern, er hätte für sich und die Seinen, wie die Caruso-Enthusiasten ~~sagen~~, »ausgesorgt« gehabt. Aber die Berufsagiotage konnte diesmal gegen die Konkurrenz des Publikums nicht aufkommen. Mitglieder der guten Gesellschaft nahmen das Geschäft in die Hand, und man erzählt von Lizitationen, deren eine 2500 Kronen für eine Loge ergeben habe.

Den Frauen mag es ziemen, sich um einen Blick aus den schwarzen Augen eines mittelgroßen, kräftigen, wohlgenährten Tenoristen, um einen Ton aus seinem etwas breiten Mund zu balgen. Es bleibt, mag die Szene auch in einem Opernhaus spielen, immer eine Angelegenheit ihres Privatlebens. Widerlich ist die Anwesenheit von Männern bei solchem Spektakel, von erwachsenen Ministern, Generalen, Bankdirektoren, die wahrschein-

lich nicht einmal die Entschuldigung homosexueller Anlage haben. Der falsche Hauptmann hat Köpenick erobert, weil er eine Uniform trug. Ein Tenorist hat unsere Stadt erobert, nicht weil er ein guter, nicht einmal weil er ein berühmter, bloß, weil er ein teurer Tenorist ist. Hätte die Hoftheaterintendanz angekündigt, daß Schopenhauer in der Oper seine Abhandlung »Über die Weiber« zu zivilen Preisen vorlesen werde, der Pensionsfonds hätte eine dürftige Einnahme erzielt. Aber wenn der Auerhahn zu erhöhten Preisen balzt, sind die Sitze dreimal überzeichnet.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Liberaler. Der Bezirksschulrat hat 800 Schülerkarten für eine Vorstellung von »Kabale und Liebe« im Bürgertheater abgelehnt, und der Freikartensinn der liberalen Presse sträubt sich gegen diese Tatsache. Aber der Einspruch des Bezirksschulrates gegen die Aufführung von »Kabale und Liebe« vor Schulkindern ist berechtigt wie keine Aktion einer Wiener Behörde, und die Journalentrüstung albern wie jedes liberale Geschwätz. Und es muß einmal gesagt werden, daß dieser Herr Hugo Wittmann mit seiner Aufgeklärtheit und seiner Bereitschaft, Beispiele aus der französischen Memoirenliteratur anzuführen, sich zu einer argen Kalamität ausgewachsen hat. Mit jedem Satz, den Herr Wittmann gegen den Beschluß des Schulrates schreibt, bestätigt er dessen Einsicht. »Zehnjährige Knaben, zwölfjährige Mädchen, und ‚Kabale und Liebe' — wo hatte der Mann (der Theaterdirektor) seinen Kopf, daß er auf eine so bedenkliche Wahl verfiel!« Das soll Ironie sein, ist aber eine ganz ernsthafte Rechtfertigung der behördlichen Aktion. Vom pädagogischen Werte der »Schülervorstellungen« sei hier nicht die Rede. Muß es solche geben, so scheint mir eben noch der ethische Gehalt des »Wilhelm Tell« für zehn- bis zwölfjährige Magen verdaulich. Daß der brave Mann an sich selbst zuletzt denkt, weiß man in dieser Alterszone längst, und es schadet gewiß nicht, wenn die Fibelerkenntnis noch von der Erfahrung illustriert wird, daß sich der See, aber nicht der Landvogt erbarmen kann. Und wenn es auch fraglich ist, ob der reale Meuchelmord des Teli derselben Billigung durch die Normalethik des österreichischen Staatsbürgers teilhaftig würde, wie seine dichterische Verklärung, so mag es doch immerhin ersprießlich sein, daß



31—I
Oktober 1906

CARUSO

Die Caruso-Sensation präsentierte die Wiener Menschheit auf der tiefsten Kulturstufe. Daß Tenoristen nicht in Hörsälen und anatomischen Theatern, sondern in Opernhäusern gezeigt werden, ist schließlich eine Absonderlichkeit wie der Besitz einer Tenorstimme. Beide Erscheinungen haben sich seit Jahrhunderten eingebürgert. Und es ist gewiß human, daß man den Frauen, deren berechtigte Forderungen im Einerlei des Alltags und im Zwange der Gesellschaftsordnung überhitzt werden, wenigstens in Opernhäusern den ungestörten Anblick geräumiger Brustkasten gönnt. Freilich geht die sexuelle Anziehung von Individuen aus, deren gut gebauter Kehlkopf das hervorstechende Merkmal ihrer Männlichkeit bildet, und die Enttäuschung geschieht durch eine Männlichkeit, die auf die Potenz der Stimme zusammenschrumpft und bei der nie auf ein Bravo ein Dacapo folgt. Das ist eine interessante Fopperei der Natur, ähnlich der Täuschung, deren Opfer das Männchen wird, das nach der im Tanz sich verbrauchenden Balleteuse verlangt. Aber lassen wir die Menschen selbst sehen, wie sie mit ihren Trieben fertig werden: uns obliegt bloß die Feststellung, daß ein ehrlicher Trieb die Ausrede der Kunstbegeisterung nicht braucht. Mag der Tenorist die weiblichen Erwartungen bis zum hohen C spannen, um gegebenen Falls zu beweisen, daß das hohe C ein Anfangsbuchstabe ist, dem keine Fortsetzung folgt — er dient seinem Zweck. Und er tut recht, auf hohe Preise zu halten. Wenn ein Theaterunternehmer — im Falle Caruso eine Hofbehörde — schlankweg bekennte: Frauen Wiens, wir stellen euch einen Mann vor, der Süditaliener ist, infolgedessen schwarze Augen hat und einen fettglänzenden Schnurrbart u. s. w. u. s. w. — nichts wäre gegen die große Teuerung einzuwenden. Ganz zutreffend hat eine Wiener Zeitung das Wesen der Caruso-Sensation erfaßt, als sie meldete: »Caruso ist kein Schablonentenorist. Er dürfte eher dem Mannesideale jener Frau von dreißig Jahren entsprechen, deren Psychologie Balzac geschildert hat: eine mittelgroße Gestalt, kräftig, wohlgenährt, das volle Gesicht mit dem etwas breiten Mund, dessen Oberlippe ein schwarzer Schnurrbart beschattet (man beachte den biblischen Ausdruck »beschattet«), energisch profiliert und in den glühend schwarzen Augen ein schwimmender Glanz«. Und auf die Bemerkung des Interviewers: »Die Agioteure verlangen wahnsinnige Preise«, erwidert Caruso lächelnd: »Das freut mich wirklich, das Wiener Publikum ist ja so kunstverständig!« Der Reporter versichert, daß Caruso der Prototyp dessen sei, was die Franzosen einen homme à femmes nennen. Die Preiserhöhung ist demnach so gut begründet wie bei einer femme aux hommes.

Nur gegen die Überschätzung der Tenoristen muß man protestieren. Der Besitz eines hypertrophischen Kehlkopfs mag kein Defekt, sondern ein Verdienst sein. Ein Ereignis ist er noch lange nicht. Und es ist nicht notwendig, daß eine ganze Stadt rebellisch gemacht wird, weil ein italienischer Sänger die Gnade hat, uns zu versichern, daß Frauenherzen o wie so trügerisch sind. Dadurch, daß ausnahmsweise nicht der Theaterkassier das Honorar, sondern ein Hofrat den Kammersängertitel in die Garderobe bringt, wird die Angelegenheit nur schäbiger.

Kein Schimpf wäre stark genug, der eine Hoftheaterbehörde für das Caruso-Treiben treffen müßte. Daß die offizielle Preiserhöhung den Pensionsfonds nähren sollte, vermag an dem peinlichen Eindruck der Affaire nichts zu ändern. Sicher ist, daß man durch die Ansetzung von Irrsinnspreisen die Gier des Wiener Luxuspöbels dermaßen aufgepeitscht hat, daß der inoffizielle Kartenhandel zu einer noch nicht dagewesenen Einnahmsquelle erwuchs. Wäre es einem Agioteur von Beruf gelungen, ein Logenbillett zur Caruso-Vorstellung zu ergattern, er hätte für sich und die Seinen, wie die Caruso-Enthusiasten sich ausdrücken, »ausgesorgt« gehabt. Aber die Berufsagiotage konnte diesmal gegen die Konkurrenz des Publikums nicht aufkommen. Mitglieder der guten Gesellschaft nahmen das Geschäft in die Hand, und man erzählt von Lizitationen, deren eine 2500 Kronen für eine Loge ergeben habe.

Den Frauen mag es ziemen, sich um einen Blick aus den glühenden Augen eines mittelgroßen, kräftigen, wohlgenährten Tenoristen, um einen Ton aus seinem etwas breiten Munde zu balgen, dessen Oberlippe ein schwarzer Schnurrbart beschattet. Es bleibt, mag die Szene auch in einem Opernhaus spielen, immer eine Angelegenheit ihres Privatlebens. Widerlich ist die Anwesenheit von Männern bei solchem Spektakel, von erwachsenen Ministern, Generalen, Bankdirektoren, die wahrscheinlich nicht einmal die Entschuldigung homosexueller Anlage haben. Der falsche Hauptmann hat Köpenick erobert, weil er eine Uniform trug. Ein Tenorist hat unsere Stadt erobert, nicht weil er ein guter, nicht einmal weil er ein berühmter, bloß, weil er ein teurer Tenorist ist. Hätte die Hoftheaterintendanz angekündigt, daß Schopenhauer in der Oper seine Abhandlung »Über die Weiber« zu zivilen Preisen vorlesen werde, der Pensionsfonds hätte eine dürftige Einnahme erzielt. Aber wenn der Auerhahn zu erhöhten Preisen balzt, sind die Sitze dreimal überzeichnet.

CARUSO

Oktober 1906

Die Caruso-Sensation präsentierte die Wiener Menschheit auf der tiefsten Kulturstufe. Daß Tenoristen nicht in Hörsälen und anatomischen Theatern, sondern in Opernhäusern gezeigt werden, ist schließlich eine Absonderlichkeit wie der Besitz einer Tenorstimme. Beide Erscheinungen haben sich seit Jahrhunderten eingebürgert. Und es ist gewiß human, daß man den Frauen, deren berechtigte Forderungen im Einerlei des Alltags und im Zwange der Gesellschaftsordnung überhitzt werden, wenigstens in Opernhäusern den ungestörten Anblick geräumiger Brustkasten gönnt. Freilich geht die sexuelle Anziehung von Individuen aus, deren gut gebauter Kehlkopf das hervorstechende Merkmal ihrer Männlichkeit bildet, und die Enttäuschung geschieht durch eine Männlichkeit, die auf die Potenz der Stimme zusammenschrumpft und bei der nie auf ein Bravo ein Dacapo folgt. Das ist eine interessante Fopperei der Natur, ähnlich der Täuschung, deren Opfer das Männchen wird, das nach der im Tanz sich verbrauchenden Balleteuse verlangt. Aber lassen wir die Menschen selbst sehen, wie sie mit ihren Trieben fertig werden: uns obliegt bloß die Feststellung, daß ein ehrlicher Trieb die Ausrede der Kunstbegeisterung nicht braucht. Mag der Tenorist die weiblichen Erwartungen bis zum hohen C spannen, um gegebenen Falls zu beweisen, daß das hohe C ein Anfangsbuchstabe ist, dem keine Fortsetzung folgt — er dient seinem Zweck Und er tut recht, auf hohe Preise zu halten. Wenn

ein Theaterunternehmer — im Falle Caruso eine Hofbehörde — schlankweg bekennte: Frauen Wiens, wir stellen euch einen Mann vor, der Süditaliener ist, infolgedessen schwarze Augen hat und einen fettglänzenden Schnurrbart u. s. w. u. s. w. — nichts wäre gegen die große Teuerung einzuwenden. Ganz zutreffend hat eine Wiener Zeitung das Wesen der Caruso-Sensation erfaßt, als sie meldete: »Caruso ist kein Schablonentenorist. Er dürfte eher dem Mannesideale jener Frau von dreißig Jahren entsprechen, deren Psychologie Balzac geschildert hat: eine mittelgroße Gestalt, kräftig, wohlgenährt, das volle Gesicht mit dem etwas breiten Mund, dessen Oberlippe ein schwarzer Schnurrbart beschattet (man beachte den biblischen Ausdruck »beschattet«), energisch profiliert und in den glühend schwarzen Augen ein schwimmender Glanz«. Und auf die Bemerkung des Interviewers: »Die Agioteure verlangen wahnsinnige Preise«, erwidert Caruso lächelnd: »Das freut mich wirklich, das Wiener Publikum ist ja so kunstverständig!« Der Reporter versichert, daß Caruso der Prototyp dessen sei, was die Franzosen einen homme à femmes nennen. Die Preiserhöhung ist demnach so gut begründet wie bei einer femme aux hommes.

Nur gegen die Überschätzung der Tenoristen muß man sich wenden. Der Besitz eines hypertrophischen Kehlkopfs mag kein Defekt, sondern ein Verdienst sein. Ein Ereignis ist er noch lange nicht. Und es ist nicht notwendig, daß eine ganze Stadt rebellisch gemacht wird, weil ein italienischer Sänger die Gnade hat, uns zu versichern, daß Frauenherzen o wie so trügerisch sind. Dadurch, daß ausnahmsweise nicht der Theaterkassier das Honorar, sondern ein Hofrat den Kammersängertitel in die Garderobe bringt, wird die Angelegenheit nur schäbiger. Kein Schimpf wäre stark genug, der eine Hoftheaterbehörde für das Caruso-Treiben treffen müßte. Daß die offizielle Preiserhöhung den Pensionsfonds

nähren sollte, vermag an dem peinlichen Eindruck der Affaire nichts zu ändern. Sicher ist, daß man durch die Ansetzung von Irrsinnspreisen die Gier des Wiener Luxuspöbels dermaßen aufgepeitscht hat, daß der inoffizielle Kartenhandel zu einer noch nicht dagewesenen Einnahmsquelle erwuchs. Wäre es einem Agioteur von Beruf gelungen, ein Logenbillett zur Caruso-Vorstellung zu ergattern, er hätte für sich und die Seinen, wie die Caruso-Enthusiasten sich ausdrücken, »ausgesorgt« gehabt. Aber die Berufsagiotage konnte diesmal gegen die Konkurrenz des Publikums nicht aufkommen. Mitglieder der guten Gesellschaft nahmen das Geschäft in die Hand, und man erzählt von Lizitationen, deren eine 2500 Kronen für eine Loge ergeben habe.

Den Frauen mag es ziemen, sich um einen Blick aus den glühenden Augen eines mittelgroßen, kräftigen, wohlgenährten Tenoristen, um einen Ton aus seinem etwas breiten Munde zu balgen, dessen Oberlippe ein schwarzer Schnurrbart beschattet. Es bleibt, mag die Szene auch in einem Opernhaus spielen, immer eine Angelegenheit ihres Privatlebens. Widerlich ist die Anwesenheit von Männern bei solchem Spektakel, von erwachsenen Ministern, Generalen, Bankdirektoren, die wahrscheinlich nicht einmal die Entschuldigung homosexueller Anlage haben. Der falsche Hauptmann hat Köpenick erobert, weil er eine Uniform trug. Ein Tenorist hat unsere Stadt erobert, nicht weil er ein guter, nicht einmal weil er ein berühmter, bloß, weil er ein teurer Tenorist war. Hätte die Hoftheaterintendanz angekündigt, daß Schopenhauer in der Oper seine Abhandlung »Über die Weiber« zu zivilen Preisen vorlesen werde, der Pensionsfonds hätte eine dürftige Einnahme erzielt. Aber wenn der Auerhahn zu erhöhten Preisen balzt, sind die Sitze dreimal überzeichnet.

DIE FACKEL

NR. 222 WIEN, 27. MÄRZ 1907 VIII. JAHR

Kinderschutz.

»Redner bespricht unter Zurufen und Unterbrechungen des Vorsitzenden das Vorgehen gegen die polnische Schuljugend in Posen und beantragt eine Resolution, in der verlangt wird, daß der Kinderschutzkongreß Protest gegen die ‚Kindermißhandlung in Posen' erhebe. Vorsitzender Vizepräsident Zabusch: ‚Das ist ganz und gar undiskutierbar. Es handelt sich da um eine Angelegenheit eines befreundeten Nachbarstaates, in dessen innere Angelegenheiten wir uns absolut nicht einzumischen haben.' (Lebhafter Beifall.)«

Grell war der Blitz, der den geistigen Horizont der Versammlung erhellte. Daß ein Kinderschutzkongreß die Erinnerung an das Martyrium von 70000 Kindern nicht nur nicht ablehnen sollte, sondern daß er keinem dringenderen Antrag Folge geben konnte, versteht sich bloß für die Humanität nicht von selbst. Sie respektiert bekanntlich überall die Landesgrenzen, wo es sich nicht — zwischen der Teufelsinsel und Bukarest — um eine Affaire des als international anerkannten Judenleids handelt. Die Entrüstung des Kinderschutzkongresses über den Antrag, sich über die Kindermißhandlung in Posen zu entrüsten, ist freilich wegen der Form, in der sie zum Ausdruck kam, besonders bemerkenswert. Auf dem Schlachtfeld der Humanität hilft die Samariterin Phrase dekrepiden Gedanken auf die Beine. Dabei kommt

es nicht einmal auf den humanen Inhalt der Phrase, sondern ausschließlich auf die phrasenhafte Form der Humanität an. Die Phrase kann aus dem Gedankenkreise eines Schusters bezogen sein, sie muß sich nicht auf den Kinderschutz beziehen. Herr Zabusch ist Landesschulrat, nicht Diplomat. Aber die diplomatische Phrase ist das allgemein menschliche Verständigungsmittel, wenn es sich um die Absicht handelt, sich wichtig zu machen. So wird es möglich, daß der Vorsitzende eines Kinderschutzkongresses plötzlich von den »Angelegenheiten eines befreundeten Nachbarstaates« spricht, in die »wir uns nicht einzumischen haben«. Ist Preußen mit ihm befreundet? Ist es, weil er in Böhmen zu Hause ist, sein Nachbarstaat? Oder darf sich Herr Zabusch etwa in die inneren Angelegenheiten Österreichs einmischen? Nicht der Standpunkt ist hier aufreizend, sondern die automatische Bereitschaft der Phrase. Der Standpunkt ist ja ungeheuerlich. »Wenn Gesetze geschaffen werden«, hatte ein Redner in derselben Sitzung gesagt, »so müssen präzise Normen festgelegt werden, wo der Schutz vor Mißhandlung anfängt und wo das Recht der Eltern aufhört«. Doch die Grenze, wo das Recht der Eltern aufhört und wo die Mißhandlung durch den Staat anfängt, ist in keinem Fall bestimmbar. Bloß die Landesgrenze hat hier der Kinderschutzkongreß im Auge. Aber die Promptheit, mit der dies zugegeben wird, ist verblüffend. Wenn die Posener Kindermißhandlung in einer Diplomatenkonferenz zur Sprache käme, würde sich der Vorsitzende wahrscheinlich mit einem humanen Sprüchlein aus der Affaire retten. In einer Versammlung, deren Tagesordnung die Humanität ist, wird die Sache mit einer diplomatischen Wendung erledigt.

* * *

41—I

März 1907.

Kinderschutz.

»Redner bespricht unter Zurufen und Unterbrechungen des Vorsitzenden das Vorgehen gegen die polnische Schuljugend in Posen und beantragt eine Resolution, in der verlangt wird, daß der Kinderschutzkongreß Protest gegen die ‚Kindermißhandlung in Posen' erhebe. Vorsitzender Vizepräsident Zabusch: ‚Das ist ganz und gar undiskutierbar. Es handelt sich da um eine Angelegenheit eines befreundeten Nachbarstaates, in dessen innere Angelegenheiten wir uns absolut nicht einzumischen haben.' (Lebhafter Beifall.)«

Grell war der Blitz, der den geistigen Horizont der Versammlung erhellte. Daß ein Kinderschutzkongreß die Erinnerung an das Martyrium von 70.000 Kindern nicht nur nicht ablehnen sollte, sondern daß er keinem dringenderen Antrag Folge geben konnte, versteht sich bloß für die Humanität nicht von selbst. Sie respektiert bekanntlich überall die Landesgrenzen, wo es sich nicht — zwischen der Teufelsinsel und Bukarest — um eine Affaire des als international anerkannten Judenleids handelt. Die Entrüstung des Kinderschutzkongresses über den Antrag, sich über die Kindermißhandlung in Posen zu entrüsten, ist freilich wegen der Form, in der sie zum Ausdruck kam, besonders bemerkenswert. Auf dem Schlachtfeld der Humanität hilft die Samariterin Phrase dekrepiden Gedanken auf die Beine. Dabei kommt es nicht einmal auf den humanen Inhalt der Phrase, sondern ausschließlich auf die phrasenhafte Form der Humanität an. Die Phrase kann aus dem Gedankenkreise eines Schusters bezogen sein, sie muß sich nicht auf den Kinderschutz beziehen. Herr Zabusch ist Landesschulrat, nicht Diplomat. Aber die diplomatische Phrase ist das allgemein menschliche Verständigungsmittel, wenn es sich um die Absicht handelt, sich wichtig zu machen. So wird es möglich, daß der Vorsitzende eines Kinderschutzkongresses plötzlich von den »Angelegenheiten eines befreundeten Nachbarstaates« spricht, in die »wir uns nicht einzumischen haben«. Ist Preußen mit ihm befreundet? Ist es, weil er in Böhmen zu Hause ist, sein Nachbarstaat? Oder darf sich Herr Zabusch etwa in die inneren Angelegenheiten Österreichs einmischen? Nicht der Standpunkt ist hier aufreizend, sondern die automatische Bereitschaft der Phrase. Der Standpunkt ist ja ungeheuerlich. »Wenn Gesetze geschaffen werden«, hatte ein Redner in derselben Sitzung gesagt, »so müssen präzise Normen festgelegt werden, wo der Schutz vor Mißhandlung anfängt und wo das Recht der Eltern aufhört«. Doch die Grenze, wo das Recht der Eltern aufhört und wo die Mißhandlung durch den Staat anfängt, ist in keinem Fall bestimmbar. Bloß die Landesgrenze hat hier der Kinderschutzkongreß im Auge. Aber die Promptheit, mit der dies zugegeben wird, ist verblüffend. Wenn die Posener Kindermißhandlung in einer Diplomatenkonferenz zur Sprache käme, würde sich der Vorsitzende wahrscheinlich mit einem humanen Sprüchlein aus der Affaire ~~retten~~ In einer Versammlung, deren Tagesordnung die Humanität ist, wird die Affaire mit einer diplomatischen Wendung erledigt.

Kinderschutz.

»Redner bespricht unter Zurufen und Unterbrechungen des Vorsitzenden das Vorgehen gegen die polnische Schuljugend in Posen und beantragt eine Resolution, in der verlangt wird, daß der Kinderschutzkongreß Protest gegen die ‚Kindermißhandlung in Posen' erhebe. Vorsitzender Vizepräsident Zabusch: ‚Das ist ganz und gar undiskutierbar. Es handelt sich da um eine Angelegenheit eines befreundeten Nachbarstaates, in dessen innere Angelegenheiten wir uns absolut nicht einzumischen haben.' (Lebhafter Beifall.)«

Grell war der Blitz, der den geistigen Horizont der Versammlung erhellte. Daß ein Kinderschutzkongreß die Erinnerung an das Martyrium von 70.000 Kindern nicht nur nicht ablehnen sollte, sondern daß er keinem dringenderen Antrag Folge geben konnte, versteht sich bloß für die Humanität nicht von selbst. Sie respektiert bekanntlich überall die Landesgrenzen, wo es sich nicht — zwischen der Teufelsinsel und Bukarest — um eine Affaire des als international anerkannten Judenleids handelt. Die Entrüstung des Kinderschutzkongresses über den Antrag, sich über die Kindermißhandlung in Posen zu entrüsten, ist freilich wegen der Form, in der sie zum Ausdruck kam, besonders bemerkenswert. Auf dem Schlachtfeld der Humanität hilft die Samariterin Phrase dekrepiden Gedanken auf die Beine. Dabei kommt es nicht einmal auf den humanen Inhalt der Phrase, sondern ausschließlich auf die phrasenhafte Form der Humanität an. Die Phrase kann aus dem Gedankenkreise eines Schusters bezogen sein, sie muß sich nicht auf den Kinderschutz beziehen. Herr Zabusch ist Landesschulrat, nicht Diplomat. Aber die diplomatische Phrase ist das allgemein menschliche Verständigungsmittel, wenn es sich um die Absicht handelt, sich wichtig zu machen. So wird es möglich, daß der Vorsitzende eines Kinderschutzkongresses plötzlich von den »Angelegenheiten eines befreundeten Nachbarstaates« spricht, in die »wir uns nicht einzumischen haben«. Ist Preußen mit ihm befreundet? Ist es, weil er in Böhmen zu Hause ist, sein Nachbarstaat? Oder darf sich Herr Zabusch etwa in die inneren Angelegenheiten Österreichs einmischen? Nicht der Standpunkt ist hier aufreizend, sondern die automatische Bereitschaft der Phrase. Der Standpunkt ist ja ungeheuerlich. »Wenn Gesetze geschaffen werden«, hatte ein Redner in derselben Sitzung gesagt, »so müssen präzise Normen festgelegt werden, wo der Schutz vor Mißhandlung anfängt und wo das Recht der Eltern aufhört«. Doch die Grenze, wo das Recht der Eltern aufhört und wo die Mißhandlung durch den Staat anfängt, ist in keinem Fall bestimmbar. Bloß die Landesgrenze hat hier der Kinderschutzkongreß im Auge. Aber die Promptheit, mit der dies zugegeben wird, ist verblüffend. Wenn die Posener Kindermißhandlung in einer Diplomatenkonferenz zur Sprache käme, würde sich der Vorsitzende wahrscheinlich mit einem humanen Sprüchlein aus der Affaire retten. In einer Versammlung, deren Tagesordnung die Humanität ist, wird die Affaire mit einer diplomatischen Wendung erledigt.

Kreidesatz

41

Oesterreichs, daß man sich endlich zu einer männlichen That entschließen wird.

Oder man lasse nichts unversucht und rufe an Stelle der jetzigen marastischen Verfassung eine neue Verfassung mit einem Parlament in's Leben, das auf dem allgemeinen Wahlrecht mit proportioneller Vertretung der Minoritäten basiert ist. Oesterreich, das die gewagtesten und lächerlichsten parlamentarischen Sprünge und Experimente seit 40 Jahren ertragen hat, ohne darüber zu Grunde zu gehen, wird auch diesen Versuch überleben!

Gelingt auch dieser Versuch nicht — wovon ich überzeugt bin —, dann ist der Beweis geliefert, daß der Parlamentarismus, der sich in allen festländischen Staaten überlebt hat, in Oesterreich mit seinen eigenthümlichen Verhältnissen überhaupt unmöglich ist!

»Die Redekunst also, o Gorgias, ist, wie mich dünkt, die Meisterschaft in einer Ueberredung, die Glauben, nicht Wissen über Gerechtes und Ungerechtes bezweckt. . . . Auch könnte wohl der Redner nicht so viele Menschen in kurzer Zeit über so wichtige Dinge belehren.«

Sokrates in Plato's »Gorgias«.

»Wenn ich doch genug Rednergabe besäße, um Ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß Stefan Tippel kein Mörder ist!«

Der Vertheidiger.

Der September 1902 bleibt denkwürdig in der Entwicklung unserer Rechtspflege. Da hat uns ein aufgeklärter Zuckerbäcker das ganze veraltete Strafgesetz über den Haufen geworfen. Wäre der Conditoreibetrieb des Herrn Gfrorner für dreißig Tage etwa Herrn Baron Distler anvertraut, der Oberlandesgerichts-

rath würde sich sicherlich nicht vermessen, grundstürzende Reformen in der Erzeugung von Indianerkrapfen und Pralinées durchzuführen. Aber der Conditor hat in diesem Monat die Gerechtigkeit täglich frisch auf's Eis geführt. Ihm ward, — solche Wunder wirkt der heilige Geist der Demokratie — da er zum Geschwornenobmann erwählt wurde, auch die Fähigkeit zutheil, durch das Paragraphengestrüpp des Gesetzes und durch die dunkeln Gedanken- und Gefühlsgänge, auf denen Menschen straucheln, den graden Weg zu finden, und mit der Gabe, alles zu verstehen, ward ihm die Macht, alles zu verzeihen. In einem köstlichen Machtrausch hat Herr Gfrorner vier Wochen gelebt, von der Schmeichlerkunst*) advocatorischer Rede zu immer neuen Großthaten verleitet und schließlich zu den größten: zur Freisprechung einer geständigen Diebin und eines geständigen Mörders. Der Zweifel des Vertheidigers Tippels an der eigenen Rednergabe war unbegründet; eine richtige Beurtheilung der Geschwornen hatte ihm gesagt, daß dort, wo ihnen die Lichtstrahlen des Denkens nicht mehr leuchten, noch die Wärmestrahlen des Herzens wirken würden, und er wendete sich mit den Worten an sie: »Sie haben es gewiss oft gelesen, daß — namentlich in Frankreich — Ehegatten ihrer verletzten Ehre Genüge leisten, indem sie nicht nur das schamlose Weib tödten, sondern auch den Nebenbuhler. Was aber andere Geschworne empfinden, das können die Wiener Geschwornen umso viel mehr empfinden; denn nebst der weisen Erkenntnis besitzen sie das goldene Wienerherz, jenen prächtigen Schatz, welchen gerade Sie manchem Unglücklichen in so schöner Weise eröffnet haben.« Das goldene Wienerherz hat sich

*) Den vier wahren Künsten, die das Wohlbefinden von Leib und Seele bewirken, entsprechen nach Plato vier Schmeichlerkünste: der Gymnastik die Putzkunst, der Heilkunde die Kochkunst (mitsammt der Zuckerbäckerei), der Gesetzgebung die Sophistik und der Rechtspflege die advocatorische Redekunst.

~~nicht vergebens mahnen lassen, und die Geschwornen mögen, als sie den Mord an der Ehebrecherin verziehen, bedauert haben, daß sie nicht, gleich ihren glücklicheren Collegen in Frankreich, auch noch die Ermordung des Ehebrechers zu verzeihen hatten.~~ Und doch wäre die Meinung irrig, daß sie das von Herrn Gfrorner verkündete Verdict ein leerer Gefühlsduselei gefällt haben. Keinem Richter schulden die Geschwornen Rechenschaft über ihr Urtheil. Aber vor jenem Tribunal, in dem liberale Geister allzeit den höchsten Richter erkennen, vor dem Forum der Concordiapresse wird es seit einiger Zeit üblich, Geschwornenverdicte zu begründen. Und Herr Gfrorner hat, ~~sowie~~ nach dem Freispruch der Diebin im ‚Neuen Wiener Tagblatt', diesmal in der ‚Reichswehr' das Wort ergriffen, um seine und seiner Collegen Meinung ganz klar zu stellen: »Die Meisten von uns, ~~so bekennt er eingedenk der Rede des Vertheidigers,~~ hätten in einem solchen Falle nicht nur die Frau, sondern auch den Mann erschlagen. Durch einen (verdammenden) Urtheilsspruch hätten wir den Frauen Wiens förmlich einen Freibrief für den Ehebruch ausgestellt.... Es darf doch nicht so weit kommen, daß ein Weib ungestraft sich mit dem Arbeiter ihres Mannes in ehebrecherische Beziehungen einläßt.« Man muß Herrn Gfrorner für diese Worte der Aufklärung dankbar sein. Den Frauen Wiens sollte kein Freibrief für den Ehebruch, aber den Männern Wiens ein Freibrief für den Meuchelmord ausgestellt werden! Kein Weib wird fürder ungestraft die Ehe brechen, aber ungestraft soll fürder jeder Mann sein Weib, das die Ehe bricht, mit der Hacke erschlagen dürfen. Das klärt die Situation. Der Glaube, daß sich die Geschwornen bloß als weichherzige Männer benommen hätten, ist gründlich zerstört, und bewiesen ist vielmehr, daß sie sich als Richter und zwar als Nachrichter über eine Todte fühlten. Nicht Milde gegen den Angeklagten, sondern

Strenge gegen sein Opfer sollte ihr Urtheil bedeuten, und während ihnen der Mann auf der Anklagebank durch jene dramatische Furcht, die nach Lessing das auf uns selbst bezogene Mitleid ist, zum Helden emporwuchs, haftete ihr Blick gebannt an dem Gespenst der Frau, das hinter seinem Rücken auftauchte. So konnte dem Mann — der ja übrigens seine Frau »nur peken« wollte und auf sie schon im Jahre 1885, da noch nicht die Ehe gebrochen, wohl aber ein Mittagessen nicht rechtzeitig fertig war, so mächtig einhielt daß sie »zwei Monate krank lag und ihr Sprachvermögen verlor« — seine That nicht als Verbrechen zugerechnet werden. Der Rächer seiner Ehre, den die Franzosen im Mörder der Ehebrecherin sehen, war für die Wiener Geschwornen zugleich der Richter derer, die ihn entehrt hatte. Und auch ihr Henker. Aber weil die Formlosigkeit des hier vorausgesetzten Rechtsverfahrens, bei dem der Gatte die Untersuchung führt, anklagt, urtheilt, ohne eine Vertheidigung zuzulassen, und endlich das Urtheil auch eigenhändig vollzieht, die schwersten Bedenken erregt, müsste sogar der Zuckerbäcker selbst, der diesmal auf eigene Faust das Recht umdeutete, für die Zukunft eine Reform des Gesetzes verlangen: Wenn wirklich die Todesstrafe auf Ehebruch gesetzt sein soll, dann werde sie durch die Härte des Gesetzes verhängt, aber nicht zuerst durch den Gatten und nachträglich durch die gefühlvollen Mitbürger, die ihn freisprechen!

Mit kleinem Gepäck, so hat Zola an Maupassant's Grab gesagt, kommt man auf die Nachwelt. Er hat das eigene Geschick nur allzu gut prophezeit. An seiner Bahre wetteiferten Freund und Feind, ihm das literarische Gepäck zu erleichtern, und ein

daß der Oberlandesgerichtsrat Baron Distler in dreißig Tagen die Erzeugung von Indianerkrapfen und Pralinées nicht besser erlernt hätte als Herr Gfrorner. Denn ich habe den folgenden Zeitungsbericht gelesen:

»In den Arbeitsräumen der bekannten Konditorei Gfrorner wurden am 6. Dezember 1902, am 16. Jänner und am 26. April

5

1903 marktämtliche Revisionen vorgenommen, bei welchen eine Reihe von Unzukömmlichkeiten konstatiert wurden. Der magistratischen Aufforderung, diese abzustellen, kam Herr Gfrorner jedoch nur sehr unzulänglich nach, so daß er vom Magistrat zu einer Geldstrafe von 400 Kronen verurteilt wurde. Ein Rekurs gegen diese Strafe wurde von der Statthalterei zurückgewiesen. Im August dieses Jahres wurde über Auftrag der Statthalterei eine Revision von zahlreichen Betrieben der Lebensmittelbranche vorgenommen, von der die betreffenden Gewerbsinhaber vorher verständigt wurden. Nichtsdestoweniger fand die Kommission in den Arbeitsräumen der Konditorei Gfrorner in den Winkeln Russennester, in einer Schachtel Blechformen zum Schaumrollenbacken, die von Schmutz starrten, im Kühlraume frisches Dunstobst, das mit altem Zeitungspapier zugedeckt war, und in einem versperrten Kasten schimmeliges Dunstobst und mit Staub bedeckten Quittenkäse. Infolgedessen hatte sich Herr Gfrorner vor dem Bezirksgerichte Josefstadt (Landesgerichtsrat Dr. v. Heidt) wegen Übertretung der §§ 11 und 16 des Lebensmittelgesetzes zu verantworten. Der Angeklagte erklärte, die verdorbenen Waren seien durchaus nicht zum Gebrauche bestimmt gewesen und der Kasten, in dem sie aufbewahrt waren, sei so versperrt gewesen, daß er dem Personal nicht zugänglich war. Der als Zeuge einvernommene Marktkommissär Anton Seywald gab an, die saisierten Waren seien so verdorben gewesen, daß sie einfach unverkäuflich waren. Für die allgemeine Unsauberkeit sei es aber charakteristisch, daß sie überhaupt aufbewahrt wurden. Zur Einvernahme des Kommissionsteilnehmers Dr. Friedl und eines Sachverständigen über den Grad der Gesundheitsgefährlichkeit der beanständeten Übelstände vertagte Dr. v. Heidt die Verhandlung.

Am 13. November wurde sie wieder aufgenommen. Über den Ausgang des Prozesses hat keines jener Blätter, die über den Beginn berichtet hatten, auch nur eine Zeile gebracht. Herr Gfrorner wurde nach durchgeführtem Beweisverfahren zu einer Strafe von 300 Kronen verurteilt.

Für den Verkauf vergifteter Eßwaren ist das nicht allzuviel, wenn man bedenkt, daß in Österreich für eine Ehrenbeleidigung entweder sechsmal so viel oder Arrest verhängt wird. Immerhin, der Angeklagte ist einst bei Mord und Diebstahl ein milderer Richter gewesen. Den Frauen Wiens ist der Freibrief für den Ehebruch definitiv genommen, aber wohl auch den Zuckerbäckern Wiens der Freibrief für schimmeliges Dunstobst, schmutzige Blechformen und Russennester. Herr Gfrorner freilich darf nicht allzu hart beurteilt werden. Ganz abgesehen davon, daß er als Obmann des Elisabeth-

Denkmal-Komitees häufig seinen Berufsgeschäften entzogen ist, kom. als mildernder Umstand in Betracht, daß das Dunstobst gewiß in den dreißig Tagen, da er der Geschwornenpflicht obliegen mußte, schimmelig und der Quittenkäse staubig wurde. Die erste Marktrevision fand am 6. Dezember 1902 statt, und im September vorher wurden in Wien die Mörder freigesprochen. Es ist wohl anzunehmen, daß der Verteidiger des Herrn Gfrorner all diese Umstände geltend gemacht hat, da der Angeklagte sonst nicht mit einer Geldstrafe davongekommen wäre. Die Freunde der Geschwornenjudikatur werden aus dem Ereignis eine Lehre ziehen. Sie mögen nach wie vor an dem Glauben festhalten, daß die Volksjustiz eine Verbesserung der Rechtspflege bedeute. Daß sie aber eine Verschlechterung des Konditorgewerbes zur Folge hat, werden sie einsehen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Offizier. Der Fall des Leutnants Bilse ist dumm beurteilt worden. Daß er trotz »gelungenem Wahrheitsbeweis« verurteilt wurde, ist zumindest ethisch berechtigt, da er — von dem militärischen Subordinationsstandpunkt abgesehen — ehrenrührige Mitteilungen aus dem Privat- und Familienleben in tendenziöser Absicht verwertet hatte. Lächerlich war nur, daß der Wahrheitsbeweis zugelassen und wie er geführt wurde. Bekanntlich ist jeder einzelne Zeuge von dem Verhandlungsleiter gefragt worden, ob er ein Dieb, ein Trinker, ein Ehebrecher sei, und ganz Deutschland mit seiner leichten Grazie lag in dem Dialog: »Haben Sie bemerkt, daß der Oberleutnant Habenicht bei Bällen mit durchgedrückten Knieen getanzt hat, wie man es in den Berliner ‚Amorsälen' sieht?« Zeuge: »Ja«. Verhandlungsführer: »Glauben Sie, daß er das aus unsittlichen Gründen getan hat?« Der Zeuge zuckt die Achseln. — Heiliger Wedekind!

Provinzler. Wenn ich mich entscheiden sollte, welche Parteipresse ich für die vernageltste halte, so würde ich doch der deutschnationalen den Vorzug geben. Was in den »völkischen« Gehirnen dieser in den deutsch-österreichischen Provinzen postierten »Schriftleiter« eigentlich vorgeht, zu ergründen, wäre von pathologischem Interesse. Die Herren schreiben an die Spitze ihrer Blätter statt November »Nebelung«, schneiden mit der Schere ein paar Dummheiten, die in Wien, Graz oder Salzburg geschrieben wurden, aus, und halten ihr Wochenwerk für getan. Wenn überdies noch im Briefkasten »Iro's Taschenmerkzeitweiser« empfohlen wurde, ist die Nummer besonders glanzvoll ausgefallen. Diese Presse genügt dem nationalen Bedürfnis der »Deutschen in Österreich«, die sich ihrer freilich auch gern an Orten

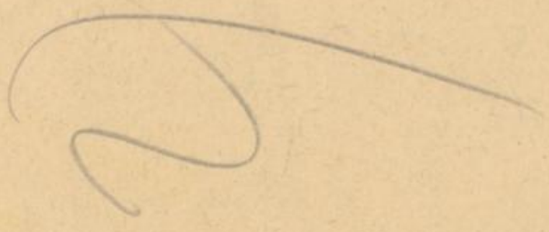
5

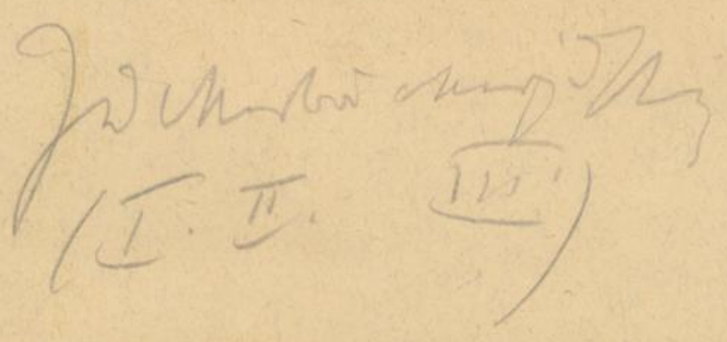
III.

— 26 —

und als Konditor die Lebensmittel verdarb, die Geldstrafe, zu der ihn das Bezirksgericht verurteilt hat, nicht erlegen. ~~Ein Appellsenat, unter dem Vorsitz des L.-G.-R. Adamu, sprach ihn kürzlich frei, weil~~ In seinem Geschäfte wohl Inkorrektheiten vorgekommen, ~~seien~~ durch diese jedoch die Gesundheit von Personen nicht gefährdet ~~war~~. So hat denn nicht nur der Richter erster Instanz, sondern auch der Magistrat, der Herrn Gfrorner schon vor diesem verurteilt hatte, und die marktämtliche Kommission, die im Laden des Herrn Gfrorner Russennester aushob, Unrecht behalten, und der guten Sache ist zum Durchbruch verholfen. Schimmeliges Dunstobst und mit Staub bedeckter Quittenkäse sind zwar nicht appetitlich, aber durchaus nicht gesundheitsgefährlich, und der erfolgreiche Berufungswerber konnte wohl »nachweisen«, daß die verdorbenen Waren nicht zum Gebrauch bestimmt, sondern nur zu dekorativen Zwecken aufgehoben wurden. ~~In der ersten Verhandlung hatte ihm die Versicherung wenig genützt, daß der Kasten, in dem die Schätze aufbewahrt waren, so versperrt gewesen sei, daß er dem Personal nicht zugänglich war~~. Der Appellsenat ~~ließ sich durch dies Argument führen, sprach frei und flößte~~ allen Vertretern der Lebensmittelbranche, die marktämtliche Revisionen zu scheuen haben, wieder Mut ein. Wenn wieder einmal in einer Wurst ein Handschuhdaumen gefunden werden sollte, so werden wir das als eine Überraschung, schlimmstenfalls als eine »Inkorrektheit«, aber keineswegs als eine Gefahr für die Gesundheit des Käufers zu betrachten haben. Das Glück ist blind, und ein andermal kann's ja auch geschehen, daß wir in einem Fisch den Ring des Polykrates finden. Und das ist gewiß nicht ungesund ... Man darf also in Österreich seine Frau mit der Hacke erschlagen. So will's Herr Gfrorner, der in seinem Konditorladen schimmeliges Dunstobst feilhält. Man darf in Österreich schimmeliges Dunstobst feilhalten. So will's Herr L.-G.-R. Adamu, der in jenem Richterkollegium saß, ~~welches~~ mich einst wegen »Ehrenbeleidigung« zu einer Geldleistung verurteilt hat, die den Ertrag eines Jahres in öffentlichem Interesse geleisteter geistiger Arbeit bedeutet. ~~Ja~~ die »Ehre« ist bei uns ein beliebteres Rechtsgut als die körperliche Sicherheit, und dem Ansehen einer korrupten Theaterclique nahetreten, ist ~~etwas~~ was man in Österreich nicht darf. Wenn ich nicht verantwortlicher Redakteur der ‚Fackel' wäre, möchte ich Gattenmörder oder wenigstens Lebensmittelverfälscher sein!

Hallstätter Kretin. Die ‚Zeit' wird bekanntlich ihrer »kulturaktuellen« Aufgabe vor allem durch die Fixigkeit gerecht, mit der sie in ihrer Sonntagsbeilage wie in ihrem Depeschensaal »Bildln« jener Persönlichkeiten bringt, die eben »im Vordergrund des Interesses stehen«. Da man von der Mandatsniederlegung des Tschechenführers Herold sprach, zögerte sie nicht, ihren Sonntagslesern das Porträt des Wiener Höteliers Herold vorzuführen, und im Depeschensaal wurde neulich der Jahrestag des Kanossaganges Kaiser Heinrichs IV. auf würdige Weise gefeiert. Über einer erläuternden Notiz sah man die Photographie Heinrichs IV. von Frankreich, die nicht nur die bekannte Physiognomie mit dem Henriquatre-Barte, sondern übertriebener Weise sogar den





Zuckerbäckerjustiz.

Der September 1902 bleibt denkwürdig in der Entwicklung der Wiener Rechtspflege. Da wurde die Heiligkeit der Ehe, für die sich ~~kurz zuvor~~ ein Bezirksrichter ~~so sehr~~ erhitzt hatte, von den Geschwornen auch noch gegen eine tote Ehebrecherin verteidigt. Da hat sogar ein aufgeklärter Zuckerbäcker das ganze veraltete Strafgesetz über den Haufen geworfen. Wäre der Konditoreibetrieb des Herrn Gförner für dreißig Tage etwa Herrn Baron Distler anvertraut, der Oberlandesgerichtsrat würde sich sicherlich nicht vermessen, grundstürzende Reformen in der Erzeugung von Indianerkrapfen und Pralinées durchzuführen. Aber der Konditor hat in diesem Monat die Gerechtigkeit täglich frisch aufs Eis geführt. Herr Gförner — Nestroy hätte einen besseren Konditornamen nicht finden können und sich überdies des Reims auf »Geschworner« gefreut — war Obmann. Ein »goldenes Wienerherz« stand im Schaufenster der Justiz, von der Schaumschlägerei advokatorischer Rede gefüllt, von einer tragantenen Gerechtigkeit vergoldet. Das bedeutet: Freisprechung einer geständigen Diebin und eines geständigen Mörders. Und doch wäre die Meinung irrig, daß sie die von Herrn Gförner verkündeten Verdikte in leerer Gefühlsduselei gefällt haben. Keinem Richter schulden die Geschwornen Rechenschaft über ihr Urteil. Aber vor jenem Tribunal, in dem liberale Geister allzeit den höchsten Richter erkennen, vor dem Forum der Concordiapresse wird es seit einiger Zeit üblich, Geschwornenverdikte zu begründen. Und Herr Gförner hat nach dem Freispruch der Diebin im ‚Neuen Wiener Tagblatt', diesmal in der ‚Reichswehr' das Wort ergriffen, um seine und seiner Kollegen Meinung über die Angelegenheit des Bindermeisters Tippel ganz klar zu stellen: »Die meisten von uns hätten in einem solchen Falle nicht nur die Frau, sondern auch den Mann erschlagen. Durch einen (verdammenden) Urteilsspruch hätten wir den Frauen Wiens förmlich einen Freibrief für den Ehebruch ausgestellt .... Es darf doch nicht so weit kommen, daß ein Weib ungestraft sich mit dem Arbeiter ihres Mannes in ehebrecherische Beziehungen einläßt.« Man muß Herrn Gförner für diese Worte der Aufklärung dankbar sein. Den Frauen Wiens sollte kein Freibrief für den Ehebruch, aber den Männern Wiens ein Freibrief für den Meuchelmord ausgestellt werden! Kein Weib wird fürder ungestraft die Ehe brechen, aber ungestraft soll fürder jeder Mann sein Weib, das die Ehe bricht, mit der Hacke erschlagen dürfen. Das klärt die Situation. Der Glaube, daß sich die Geschwornen bloß als weichherzige Männer benommen hätten, ist gründlich zerstört, und bewiesen ist vielmehr, daß sie sich als Richter und zwar als Nachrichter über eine Tote fühlten. Nicht Milde gegen den Angeklagten, sondern Strenge gegen sein Opfer sollte ihr Urteil bedeuten. »Die meisten von ihnen« hätten ebenso gehandelt, und wenn wir den Namen des Bindermeisters Tippel nicht demnächst in einer Geschwornenliste begegnen, so hat er sich vermutlich durch die Schonung des Ehebrechers unmöglich gemacht. Jedenfalls konnte dem Manne — der ja übrigens seine Frau »nur peken« wollte und auf sie schon im Jahre 1885, da noch nicht die Ehe gebrochen, wohl aber ein Mittagessen nicht rechtzeitig fertig war, so mächtig eingehauen hatte, daß sie »zwei Monate krank lag und ihr Sprachvermögen verlor« — seine Tat nicht als Verbrechen zugerechnet werden! Aber der Rächer seiner Ehre, den die Franzosen im Mörder der Ehebrecherin zu sehen sich begnügen, war für die Wiener Geschwornen zugleich der Richter derer, die ihn entehrt hatte. Und auch ihr Henker. Weil nun freilich die Formlosigkeit des hier vorausgesetzten Rechtsverfahrens, bei dem der Gatte die Untersuchung

führt, anklagt, urteilt, ohne eine Verteidigung zuzulassen, und endlich das Urteil auch eigenhändig vollzieht, die schwersten Bedenken erregt, müßte sogar der Zuckerbäcker selbst, der diesmal auf eigene Faust das Recht umdeutete, für die Zukunft eine Reform des Gesetzes verlangen: Wenn wirklich die Todesstrafe auf Ehebruch gesetzt sein soll, dann werde sie durch die Härte des Gesetzes verhängt, aber nicht als »einstweilige Verfügung« durch den Gatten und als Urteil durch die gefühlvollen Mitbürger, die ihn freisprechen!

November 1903.

II.

Der Fall Gfrorner bedarf einer Revision. Mord aus Eifersucht ist wirklich nicht das schlimmste Delikt. Die Herstellung sanitätswidriger Lebensmittel ist ein schlimmeres. Und ich widerrufe auch meine Vermutung, daß der Oberlandesgerichtsrat Baron Distler in dreißig Tagen die Erzeugung von Indianerkrapfen und Pralinées nicht besser erlernt hätte als Herr Gfrorner. Denn ich habe den folgenden Zeitungsbericht gelesen: »In den Arbeitsräumen der bekannten Konditorei Gfrorner wurden am 6. Dezember 1902, am 16. Jänner und am 26. April 1903 marktämtliche Revisionen vorgenommen, bei welchen eine Reihe von Unzukömmlichkeiten konstatiert wurden. Der magistratischen Aufforderung, diese abzustellen, kam Herr Gfrorner jedoch nur sehr unzulänglich nach, so daß er vom Magistrat zu einer Geldstrafe von 400 Kronen verurteilt wurde. Ein Rekurs gegen diese Strafe wurde von der Statthalterei zurückgewiesen. Im August dieses Jahres wurde über Auftrag der Statthalterei eine Revision von zahlreichen Betrieben der Lebensmittelbranche vorgenommen, von der die betreffenden Gewerbsinhaber vorher verständigt wurden. Nichtsdestoweniger fand die Kommission in den Arbeitsräumen der Konditorei Gfrorner in den Winkeln Russennester, in einer Schachtel Blechformen zum Schaumrollenbacken, die von Schmutz starrten, im Kühlraume frisches Dunstobst, das mit altem Zeitungspapier zugedeckt war, und in einem versperrten Kasten schimmeliges Dunstobst und mit Staub bedeckten Quittenkäse. Infolgedessen hatte sich Herr Gfrorner vor dem Bezirksgerichte Josefstadt (Landesgerichtsrat Dr. v. Heidt) wegen Übertretung der §§. 11 und 16 des Lebensmittelgesetzes zu verantworten. Der Angeklagte erklärte, die verdorbenen Waren seien durchaus nicht zum Gebrauche bestimmt gewesen und der Kasten, in dem sie aufbewahrt waren, sei so versperrt gewesen, daß er dem Personal nicht zugänglich war. Der als Zeuge einvernommene Marktkommissär Anton S. gab an, die saisierten Waren seien so verdorben gewesen, daß sie einfach unverkäuflich waren. Für die allgemeine Unsauberkeit sei es aber charakteristisch, daß sie überhaupt aufbewahrt wurden. Zur Einvernahme des Kommissionsteilnehmers Dr. F. und eines Sachverständigen über den Grad der Gesundheitsgefährlichkeit der beanständeten Übelstände vertagte der Richter die Verhandlung.« Am 13. November wurde sie wieder aufgenommen. Über den Ausgang des Prozesses hat keines jener Blätter, die über den Beginn berichtet hatten, auch nur eine Zeile gebracht. Herr Gfrorner wurde nach durchgeführtem Beweisverfahren zu einer Strafe von 300 Kronen verurteilt.

Für den Verkauf vergifteter Eßwaren ist das nicht allzuviel, wenn man bedenkt, daß in Österreich für eine Ehrenbeleidigung entweder sechsmal so viel oder Arrest verhängt wird. Immerhin, der Angeklagte ist einst bei Mord und Diebstahl ein milderer Richter gewesen. Den Frauen Wiens ist der Freibrief für den Ehebruch definitiv genommen, aber wohl auch den Zuckerbäckern Wiens der Freibrief für schimmeliges Dunstobst, schmutzige Blechformen und Russennester. Herr Gfrorner freilich darf nicht allzu hart

beurteilt werden. Ganz abgesehen davon, daß er als Mitglied des Kaiserin Elisabeth-Denkmal-Komitees häufig seinen Berufsgeschäften entzogen ist, kommt als mildernder Umstand in Betracht, daß das Dunstobst gewiß in den dreißig Tagen schimmelig wurde, da er der Geschwornenpflicht obliegen mußte. Die erste Marktrevision fand am 6. Dezember 1902 statt, und im September vorher wurden in Wien die Mörder freigesprochen. Es ist wohl anzunehmen, daß der Verteidiger des Herrn Gfrorner all diese Umstände geltend gemacht hat, da der Angeklagte sonst nicht mit einer Geldstrafe davongekommen wäre. Die Freunde der Geschwornenjudikatur werden aus dem Ereignis eine Lehre ziehen. Sie mögen nach wie vor an dem Glauben festhalten, daß die Volksjustiz eine Verbesserung der Rechtspflege bedeute. Daß sie aber eine Verschlechterung des Konditorgewerbes zur Folge hat, werden sie einsehen.

Februar 1904.

III.

Der Appellsenat: Der Mann, der als Geschworner den Totschlag pardonnierte und als Konditor die Lebensmittel verdarb, muß die Geldstrafe, zu der ihn das Bezirksgericht verurteilt hat, nicht erlegen. »In seinem Geschäfte seien wohl Inkorrektheiten vorgekommen, durch diese jedoch die Gesundheit von Personen nicht gefährdet« worden. So hat denn nicht nur der Richter erster Instanz, sondern auch der Magistrat, der Herrn Gfrorner schon vor diesem verurteilt hatte, und die marktämtliche Kommission, die im Laden des Herrn Gfrorner Russennester aushob, Unrecht behalten, und der guten Sache ist zum Durchbruch verholfen. Schimmeliges Dunstobst und mit Staub bedeckter Quittenkäse sind zwar nicht appetitlich, aber durchaus nicht gesundheitsgefährlich, und der erfolgreiche Berufungswerber konnte wohl »nachweisen«, daß die verdorbenen Waren nicht zum Gebrauch bestimmt, sondern nur zu dekorativen Zwecken aufgehoben wurden. Der Appellsenat hat allen Vertretern der Lebensmittelbranche, die marktämtliche Revisionen zu scheuen haben, wieder Mut eingeflößt. Wenn wieder einmal in einer Wurst ein Handschuhdaumen gefunden werden sollte, so werden wir das als eine Überraschung, schlimmstenfalls als eine »Inkorrektheit«, aber keineswegs als eine Gefahr für die Gesundheit des Käufers zu betrachten haben. Das Glück ist blind, und ein andermal kann's ja auch geschehen, daß wir in einem Fisch den Ring des Polykrates finden. Und das ist gewiß nicht ungesund . . . Man darf also in Österreich seine Frau mit der Hacke erschlagen. So will's Herr Gfrorner, der in seinem Konditorladen schimmeliges Dunstobst feilhält. Man darf in Österreich schimmeliges Dunstobst feilhalten. So will's Herr L.-G.-R. Adamu, der in jenem Richterkollegium saß, das mich einst wegen »Ehrenbeleidigung« zu einer Geldleistung verurteilt hat, die den Ertrag eines Jahres in öffentlichem Interesse geleisteter geistiger Arbeit bedeutet. Die »Ehre« ist bei uns ein beliebteres Rechtsgut als die körperliche Sicherheit, und dem Ansehen einer korrupten Theaterclique nahetreten, ist vielleicht das einzige, was man in Österreich nicht darf. Wenn ich nicht verantwortlicher Redakteur der ‚Fackel' wäre, möchte ich Gattenmörder oder wenigstens Lebensmittelfälscher sein!

2.

Zu Abschnitt V

Aus nochmaliger Lesung, bleibe
vollständig bei meinem ursprünglichen wegwerfend
Urtheile; in den 2. Band passt es also gar nicht

Sollte etwa in den Band „Politik und
Criminalität" gepasst. In „Moller &
Holle" geht es nicht! Maier

Nr. 217 Jänner 07

zeigt, wie es eine Regierung anstellen muß, um sich ein ausschließliches Recht auf jene Übung zu sichern. Wenn dem Österreicher der Sack ausgeleert ist, bleibt es ihm unbenommen, die Faust darin zu ballen.

* * *

Weihnachtsnummern.

Und gerade jetzt, wo alles im schönsten Gang ist, muß Professor Wagner v. Jauregg ein Mittel zur Heilung des Kretinismus finden! Vor einigen Tagen noch stockte auf der Ringstraße der Verkehr, die Elektrische konnte nicht vom Fleck, ein Betrug wegen Überfahrens einer Zone war ausgeschlossen — die Wiener standen da und erwarteten den Bürgermeister von Bukarest. Das wird nun in Zukunft nicht mehr möglich sein. Weil die Schildbürgerdrüsen genauer kontrolliert werden sollen. Ich bin neugierig, wie die nächsten Weihnachtsnummern der Wiener Blätter ausfallen werden. Die letzten waren noch vor dem bedauerlichen Resultat der Wagner'schen Versuche zusammengestellt. Es ziemt sich, an dieser Zeitenwende einen Rückblick zu werfen. Zu Weihnachten gab's noch Redakteure, die in Wien herumrannten, um an alle bekannteren Passanten »Rundfragen« zu stellen. Das ‚Extrablatt' z. B. hat der Weihe des Festes nicht sinniger Rechnung tragen können als durch die Zumutung an die Wiener Künstler, sich ihres »ersten Durchfalls« zu erinnern. Auch die Antworten selbst sind zum Teil für Professor Wagner interessant. Ein populärer Tenor — hier wird die Sache schon klinisch — gibt das folgende Bekenntnis: Er sollte in Brünn eine kleine Rolle in Ludwigs »Makkabäern« spielen. »Ich hatte auf die Szene zu stürzen und zu rufen: ‚Der Syrer kommt!' Diese drei Worte inhaltsschwer wollten mir nicht in den Sinn. Ich weiß nicht, wieso es passierte, ich mußte immer sagen: ‚Der Assyrer kommt!' Diese Hartnäckigkeit erbitterte bei den Proben den Regisseur derart, daß er mir einen zoologischen Kosenamen anhängte. Um es dem Manne recht zu machen, ging

Ich stundenlang in den Parkanlagen herum und murmelte immer vor mich hin: ‚Der Syrer kommt!', ‚Der Syrer kommt!' Die Leute, die mir begegneten, glaubten einen Wahnsinnigen oder einen Idioten vor sich zu haben. ‚Der Syrer kommt!', ‚Der Syrer kommt!', brummte ich in meinen nicht vorhandenen Bart. Endlich nahte der Abend der Vorstellung. Das Stichwort fiel, ich eilte hinaus in das mir damals sehr feindliche Theaterleben und brüllte mit dem ganzen Aufwande meiner Stimmittel ‚Der Assyrer kommt!' Gleich darauf fiel mir der Helm vom Kopfe und auch das Schwert entsank meiner Hand ....« Patient wurde später auch tatsächlich Tenorist. Sehr interessant ist ferner der Krankheitsbericht des Herrn Adolf Weisse. Wir erfahren zunächst, daß »der vortreffliche Mann«, der diesen Schauspieler entdeckt hat, der Kasseler Intendant Baron Gilsa war. (Gilsa aus Kassel — daß muß Herr Weisse gut aussprechen können.) Jetzt haben wir ihn also! Herr Weisse spielte in Kassel den Philipp in »Don Carlos« und fiel durch. Das ist keine Enthüllung. Herr Weisse aber war davon überrascht. Gilsa klopfte ihm auf die Schulter und meinte, es seien schon größere Künstler durchgefallen. Aber sicher noch kein kleinerer, wie der Intendant hinzuzusetzen vergaß. »Heute ausgelacht, morgen gefeiert. Das ist so das Los des Schönen auf der Erde.« Und Herr Weisse erzählt, daß er bald darauf gefeiert wurde. »Nach einem Jahre getraute ich mich wieder mit dem König Philipp heraus und diesmal gab es Nichts zu lachen.« Aber das Los des Schönen auf der Erde ist wechselnd, und so wollen wir doch lieber eine Aufführung des »Don Carlos« am Deutschen Volksheater abwarten ... Während die Reporter des ‚Extrablatts' wie besessen in Wien herumrannten, um nachzuweisen, wie sehr sich der Geschmack des Publikums in der Zeit zwischen dem »ersten Durchfall« und dem letzten Erfolg seiner Lieblinge verschlechtert hat, reiste ein Herr Deutsch-German (eine neue Sprachform: Tautologie eines lucus a non lucendo) für das ‚Neue Wiener Journal' in Deutschland, saß an allen literarischen Stammtischen Berlins, schritt durch alle Schreibstuben zwischen Grunewald und Agnetendorf und schrieb nieder, was er bei Hauptmann, Wedekind, Lindau, Harden u. s. w. u. s. w. erlauschte. Ein angenehmer Herr! Inzwischen zerbrach sich Herr Wilhelm

Singer über die »Zukunft unserer Kinder« und über das »Ansprechen auf der Straße« den Kopf. Zwei »Rundfragen«, deren zweite wohl die dümmere ist. Ich kann Herrn Singer verraten, was die Zukunft unserer Kinder sein wird. Die Mädchen werden sich auf der Straße ansprechen lassen, und die Knaben werden sie ansprechen. Wenn auch die Matronen, die nichts mehr auf dieser Welt als die Neugierde des Herrn Singer zu befriedigen haben, darob die Augen niederschlagen. Das Ansprechen auf der Straße ist ja gewiß ein spezifisch wienerischer Exhibitionismus. Aber die Damen, die sich darüber bei Herrn Wilhelm Singer beschwert haben, scheinen zum Teil unter der Grundlosigkeit ihrer Beschwerden zu leiden. Die Publikation dieser Antworten ist eine journalistische Gewissenlosigkeit: sie fordert zu einer Abwehr heraus, die einem Eingriff in das Privatleben der Schreiberinnen nahekommt. Oder soll man sich wirklich vorstellen, daß eine Dame, die etliche erwachsene Staatsbeamte ihre Söhne nennt, Grund hat, sich über einen »Zudringlichen« zu ereifern, der ihr bis in ein Tramwaywartehäuschen gefolgt ist und »vor sich hinmurmelte: Diese herrliche Erscheinung!«? Der »verwegene Mensch«, der zwischen ihr und den bloß sogenannten — »Damen« nicht unterscheiden kann! (Diese haben in den Augen einer Matrone immer Gänsefüßchen und gehen auf den Gedankenstrich.) Sie könnte manche Spalte des ‚Neuen Wiener Tagblatts' damit ausfüllen, wollte sie »die Erlebnisse auf der Straße, die uns Damen aus der guten Gesellschaft nolens volens passieren«, aufzählen. »Das Ungebührliche und Ungehörige eines solchen Vorgehens sollte zum mindesten durch Lynchjustiz geahndet werden.« Soll man denn wirklich »ohne Gardedamen« nicht mehr ausgehen können? »Enfin seul, denke ich mir, wenn der Verwegene das Weite gesucht hat. Diese Herren beherzigen den Goethe'schen Ausspruch: ‚Kommt den Frauen zart entgegen, ihr gewinnt sie, auf mein Wort' nicht, sondern halten sich eher an die zweite Strophe: ‚Doch seid keck ihr und verwegen, kommt ihr noch viel besser fort'. Aber es fragt sich nur, bei wem?« Nicht bei alten Damen, die den Wortlaut eines Goethe-Zitats schon vergessen haben . . . Das stand wirklich in einer Zeitung. Der Blödsinn des Problems ins Operettenhafte: Die Juno beklagt sich bei Jupiter-Singer darüber, daß die

jungen olympischen Herren ihr gar so viel nachstellen. Aber da Goethe, wenn auch falsch, so doch sinnig zitiert wurde, meldet sich sofort Herr Professor Minor zum Wort, um die Angelegenheit des »Ansprechens« — in der ‚Zeit' — mit seminaristischer Gründlichkeit zu behandeln. »Schon Goethe«. Und es stellt sich zum Schluß heraus, daß Minor nicht gegen das Ansprechen ist. Welcher Anblick ist also peinlicher: Herr Professor Minor, der auf der Straße bloß deshalb ein junges Mädchen anspricht, weil es schon bei Goethe heißt: Mein schönes Fräulein, darf ich wagen — oder Herr Singer, bei dem die Angesprochene Schutz sucht? Ich glaube, die erste Vorstellung ist noch gräßlicher. Denn Herr Minor hat Bücher bei sich, in denen er gleich nachschlägt, zitiert Schiller und Knigge und erklärt das Ansprechen auf der Straße als ein altes Motiv des Volkslieds (»die kecke Anrede des Knaben und die derbe Abweisung von seiten des Mädchens«). Und wenn alles nichts nützt, kommt er mit Romeo und Leander, weist nach, daß bei Grillparzer die Liebe ein Blitz ist (während die Epigonen zumeist blitzen, wenn sie lieben), und stellt schließlich die Prüfungsfrage: »Wie geht es denn in den Novellen von Ferdinand Saar zu?« Kurzum, es ist unerträglich. Und wenn wirklich nur Literarhistoriker, die bei Minor belegt haben, auf der Straße ihren Geschlechtszielen werden nachjagen dürfen, dann siegt die Langeweile und jedes Mädchen über fünfzig kann getrost wieder allein über die Gasse gehen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kammerzofe. Als eine »starkgeistige« Frau wird uns die Berta v. Suttner von der liberalen Presse überliefert. Selbst Ibsen soll auf sie hereingefallen sein. Ehre sei Gott in der Höhe, wenn er uns vor den starkgeistigen Frauen schützt! Aber wenn schon Friede den Menschen auf Erden sein soll, so werde er ihnen nicht durch die dümmsten Feuilletons gestört. Noch ist das Gespräch der Suttner mit dem Fürsten von Monaco nicht vergessen, da erzählt sie uns auch schon, wie es in Küche und Keller der Gräfin Stephanie Lonyay zugeht. Interessiert uns nämlich ungemein. Ein Thema, dem endlich ein Feuilleton in der ‚Neuen Freien Presse' gewidmet werden mußte. Der Max Schlesinger hat nie den Ehrgeiz gehabt, dem russisch-japanischen Krieg

[illegible]

1/07

I-0

WEIHNACHTSNUMMERN

Jänner 1907

Und gerade jetzt, wo alles im schönsten Gang ist, muß Professor Wagner v. Jauregg ein Mittel zur Heilung des Kretinismus finden! Vor einigen Tagen noch stockte auf der Ringstraße der Verkehr, die Elektrische konnte nicht vom Fleck, eine Betrugsanzeige wegen Überfahrens einer Zone war ausgeschlossen — die Wiener standen da und erwarteten den Bürgermeister von Bukarest. Das wird nun in Zukunft nicht mehr möglich sein. Weil die Schildbürgerdrüsen genauer kontrolliert werden sollen. Ich bin neugierig, wie die nächsten Weihnachtsnummern der Wiener Blätter ausfallen werden. Die letzten waren noch vor dem bedauerlichen Resultat der Wagnerschen Versuche zusammengestellt. Es ziemt sich, an dieser Zeitenwende einen Rückblick zu werfen. Zu Weihnachten gab's noch Redakteure, die in Wien herumliefen, um an alle bekannteren Passanten »Rundfragen« zu stellen. Das ‚Extrablatt' z. B. hat der Weihe des Festes nicht sinniger Rechnung tragen können als durch die Zumutung an die Wiener Künstler, sich ihres »ersten Durchfalls« zu erinnern. Aber auch die Antworten sind zum Teil für Professor Wagner interessant. Ein populärer Tenor — hier wird die Sache gleich klinisch — gibt das folgende Bekenntnis: Er sollte in Brünn eine kleine Rolle in Ludwigs »Makkabäern« spielen. »Ich hatte auf die Szene zu stürzen und zu rufen: ‚Der Syrer kommt!' Diese drei Worte inhaltsschwer wollten mir nicht in den Sinn. Ich weiß nicht, wieso es passierte, ich mußte immer sagen: ‚Der

Assyrer kommt!' Diese Hartnäckigkeit erbitterte bei den Proben den Regisseur derart, daß er mir einen zoologischen Kosenamen anhängte. Um es dem Manne recht zu machen, ging ich stundenlang in den Parkanlagen herum und murmelte immer vor mich hin: ‚Der Syrer kommt!' ‚Der Syrer kommt!' Die Leute, die mir begegneten, glaubten einen Wahnsinnigen oder einen Idioten vor sich zu haben. ‚Der Syrer kommt!' ‚Der Syrer kommt!', brummte ich in meinen nicht vorhandenen Bart. Endlich nahte der Abend der Vorstellung. Das Stichwort fiel, ich eilte hinaus in das mir damals sehr feindliche Theaterleben und brüllte mit dem ganzen Aufwande meiner Stimmmittel ‚Der Assyrer kommt!' Gleich darauf fiel mir der Helm vom Kopfe und auch das Schwert entsank meiner Hand . . .« Patient wurde später auch tatsächlich Tenorist. Sehr interessant ist ferner der Krankheitsbericht des Herrn Adolf Weisse. Wir erfahren zunächst, daß »der vortreffliche Mann«, der diesen Schauspieler entdeckt hat, der Kasseler Intendant Baron Gilsa war. Jetzt haben wir ihn also! Herr Weisse spielte in Kassel den Philipp in »Don Carlos« und fiel durch. Das ist keine Enthüllung. Herr Weisse war aber davon überrascht. Gilsa klopfte ihm auf die Schulter und meinte, es seien schon größere Künstler durchgefallen. Aber sicher noch kein kleinerer, wie der Intendant hinzuzusetzen vergaß. »Heute ausgelacht, morgen gefeiert. Das ist so das Los des Schönen auf der Erde.« Und Herr Weisse erzählt, daß er bald darauf gefeiert wurde. »Nach einem Jahre getraute ich mich wieder mit dem König Philipp heraus und diesmal gab es Nichts zu lachen.« Aber das Los des Schönen auf der Erde ist wechselnd, und so wollen wir doch lieber eine Aufführung des »Don Carlos« am Deutschen Volkstheater abwarten . . .

Während die Reporter des ‚Extrablatts' wie besessen in Wien herumrannten, um nachzuweisen, wie

sehr sich der Geschmack des Publikums in der Zeit zwischen dem »ersten Durchfall« und dem letzten Erfolg seiner Lieblinge verschlechtert hat, zerbrach sich Herr Wilhelm Singer vom ‚Tagblatt' über die »Zukunft unserer Kinder« und über das »Ansprechen auf der Straße« den Kopf. Zwei »Rundfragen«, deren zweite vielleicht doch noch die dümmere ist. Ich kann Herrn Singer verraten, was die Zukunft unserer Kinder sein wird. Die Mädchen werden sich auf der Straße ansprechen lassen, und die Knaben werden sie ansprechen. Oder auf die letzte Seite des Tagblattes aufmerksam machen. Wenn auch die Matronen, die die sich gern interviewen lassen, nichts mehr auf dieser Welt zu befriedigen haben als die Neugierde des Herrn Singer, darob die Augen niederschlagen. Das Ansprechen auf der Straße ist ja gewiß ein spezifisch wienerischer Exhibitionismus. Aber die Damen, die sich darüber bei Herrn Wilhelm Singer beschwert haben, scheinen zum Teil unter der Grundlosigkeit ihrer Beschwerden zu leiden. Die Publikation dieser Antworten ist eine journalistische Gewissenlosigkeit: sie fordert zu einer Abwehr heraus, die einem Eingriff in das Privatleben der Schreiberinnen nahekommt. Oder soll man sich wirklich vorstellen, daß eine Dame, die etliche erwachsene Staatsbeamte ihre Söhne nennt, Grund hat, sich über einen »Zudringlichen« zu ereifern, der ihr bis in ein Tramwaywartehäuschen gefolgt ist und »vor sich hinmurmelte: Diese herrliche Erscheinung!«? »Der verwegene Mensch«, der zwischen ihr und den bloß sogenannten — »Damen« nicht unterscheiden kann! (Diese haben in den Augen einer Matrone immer Gänsefüßchen und gehen auf den Gedankenstrich.) Sie könnte manche Spalte des ‚Neuen Wiener Tagblatts' damit ausfüllen, wollte sie »die Erlebnisse auf der Straße, die uns Damen aus der guten Gesellschaft nolens volens passieren«, aufzählen. »Das Ungebührliche und Ungehörige eines

solchen Vorgehens sollte zum mindesten durch Lynchjustiz geahndet werden.« Soll man denn wirklich »ohne Gardedamen« nicht mehr ausgehen können? »Enfin seul, denke ich mir, wenn der Verwegene das Weite gesucht hat. Diese Herren beherzigen den Goetheschen Ausspruch: ‚Kommt den Frauen zart entgegen, ihr gewinnt sie, auf mein Wort', nicht, sondern halten sich eher an die zweite Strophe: ‚Doch seid keck ihr und verwegen, kommt ihr noch viel besser fort'. Aber es fragt sich nur, bei wem?« Nicht bei alten Damen, die sich schon nicht mehr an den Wortlaut eines Goethe-Zitats erinnern können... Das stand wirklich in einer Zeitung. Nicht nur in der Operette: Die Juno beklagt sich bei Jupiter-Singer darüber, daß die jungen olympischen Herren ihr gar so viel nachstellen. Aber da Goethe, wenn auch falsch, so doch sinnig zitiert wurde, meldet sich sofort Herr Professor Minor — in der ‚Zeit' — zum Wort, um die Angelegenheit des »Ansprechens« mit seminaristischer Gründlichkeit zu behandeln. »Schon Goethe...« Und es stellt sich zum Schluß heraus, daß ~~unser~~ Literarhistoriker nicht gegen das Ansprechen ist. Welcher Anblick ist also peinlicher: Herr Professor Minor, der auf der Straße bloß deshalb ein ~~junges Mädchen~~ anspricht, weil es schon bei Goethe heißt: Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, oder Herr Singer, bei dem die Angesprochene Schutz sucht? Ich glaube die erste Vorstellung ist noch gräßlicher. Denn Herr Minor hat Bücher bei sich, in denen er gleich nachschlägt, beruft sich auf Schiller und Knigge und deutet das Ansprechen auf der Straße, also die »kecke Anrede des Knaben und die derbe Abweisung von seiten des Mädchens« als ein altes Volksliedmotiv. Und wenn alles nichts nützt, kommt er mit Romeo und mit Leander, weist nach, daß bei Grillparzer die Liebe ein Blitz ist (während die Epigonen zumeist blitzen, wenn sie lieben), und stellt schließlich die Prüfungsfrage: »Wie geht es